81.
82324

<36625057160013

<36625057160013

Bayer. Staatsbibliothek

Ein Stück Beamtenleben

oder

„staatsdienstliche" Erfahrungen.

Von

Carl Heinzen.

Ein Supplement zu der „preußischen Büreaukratie".

Herisau.
Verlag des literarischen Institut.
1846.

Bayerische Staatsbibliothek München

RHEDIGERSCHE STADTBIBLIOTHEK * BRESLAU. *

Bayerische Staatsbibliothek München

07/96/254

Ich überwinde mich, eine kurze Darstellung der Erfahrungen zu schreiben, die ich als königlich preußischer Beamter gemacht habe. Eine angenehme Arbeit ist das in keiner Beziehung. Mancher würde sie schon aus bloßer Eitelkeit unterlassen, er würde sich schämen, der Welt die kleinlichen und erniedrigenden Stellungen vorzuführen, deren Ueberwindung einen Theil meiner Erziehung für das Leben hat bilden sollen. Mir soll die Eitelkeit kein Hinderniß sein. Wollte ich *sie* den Ausschlag geben lassen, so würde sie mich sogar zur Veröffentlichung meiner Beamten-Erlebnisse anspornen müssen, denn ich traue nicht Manchem die Kraft zu, acht Jahre lang die Schule durchzumachen, die ich durchgemacht habe, und dann doch noch

ein Mensch zu sein, welcher ein Recht hätte, Andere zu kritisiren. Was mir aber diese Arbeit widerwärtig macht, das ist die Erinnerung an Zeiten, die mich sowohl wegen der Personen, mit welchen ich zu thun gehabt, als wegen der Verhältnisse, in welchen ich so lang ausgeharrt, mit Unmuth und Ekel erfüllen, so oft ich an sie zurückdenke. Ich stelle mir vor, daß mit ähnlichen Empfindungen ein Sklave an die Plantagen zurückdenken müsse, aus denen er entsprungen ist. Ein Odem des Todes weht mich an, so oft ich von der Einnerung an den Kirchhof des preußischen Steuerdienstes heimgesucht werde, und es ist mir jetzt reinweg unbegreiflich, woher ich die Geduld zur Ausdauer in einem so unerträglichen Verhältniß genommen habe.

Was mich veranlaßt, meine Beamtenerfahrungen öffentlich mitzutheilen, ist von der einen Seite ein gewisses Bedürfniß, mit meiner Vergangenheit, auch wo sie durchaus widerwärtig ist, aufzuräumen, und von der andern die Betrachtung, daß sich durch solche Veröffentlichung einiger Nutzen

müsse stiften lassen. Namentlich ist es die in der neuern Zeit an die Reihe gekommene gründliche Besprechung der sozialen Zustände, welche mich mahnt, einen Blick in Verhältnisse thun zu lassen, die von jener Besprechung fast ganz ausgeschlossen geblieben und derselben doch so sehr bedürftig sind. Es sind nicht die Proletarier und Fabrikarbeiter allein, auf welchen der Druck unserer Zustände lastet. Die große Zahl der amtlichen Proletarier und Fabrikarbeiter, der zivilen wie der militärischen, verdient nicht geringere Aufmerksamkeit, als die außeramtlichen. Diese Aufmerksamkeit rege zu machen, ist um so nöthiger, da das bureaukratische System es versteht, das amtliche Leben durch erzwungenes Geheimniß und versklavende Erziehung von der öffentlichen Meinung fast gänzlich abzusperren. Es kommen im amtlichen Leben tausend Dinge vor, die jeden vernünftigen Menschen empören müssen; das Volk aber erfährt nichts davon, theils weil das amtliche Gefühl durch Demoralisation zu sehr abgehärtet wird, als daß es noch einen rechtlichen Maßstab anzulegen verstände,

theils weil man auch das Empörendste so in die Funktionen des „Staatsdieners" zu verflechten weiß, daß es nicht davon abgetrennt werden kann ohne die so streng überwachte und verpönte Verletzung des „Amtsgeheimnisses." Dulden, gehorchen, ausharren und schweigen — das ist das Einzige, was den untergebenen Beamten übrig bleibt, wenn sie sich nicht unglücklich, nicht brodlos machen wollen. Brodlos! Dies Wort bezeichnet ja das schreckliche Mittel, womit die Gewalt allen Widerstand zu besiegen, allen Muth zu brechen, alles Unrecht zu verheimlichen weiß. Durch Hunger zähmt man die Beamten, wie die Bestien, um sie in die Menagerie des „Staats" zu gewöhnen. Darum müssen Diejenigen den Mund aufthun, welche sich nicht haben gewöhnen lassen.

Diese Darstellung hätte sich am füglichsten meiner Schrift über die preußische Bureaukratie einverleiben lassen. Es hat mir indeß früher die Selbstüberwindung dazu gefehlt; dann aber suchte ich möglichst Alles ferne zu halten, was auf eine Einwirkung persönlicher Motive konnte schließen

lassen. Dennoch ist mein Buch dieser Deutung nicht entgangen. Der abgestumpfte, amtliche Servilismus, der zu Allem Ja sagt, wenn er persönlich seine Rechnung dabei findet, kann sich gar nicht denken, daß ein Mensch durch etwas Anderes zum Tadel könne gebracht werden, als durch persönliches Interesse, und die Verkäuflichkeit der Gesinnung hat zur Beurtheilung fremder Gesinnungen keinen andern Maßstab, als die Höhe des Kaufpreises. Die persönlichen Erfahrungen, welche ich als Beamter gemacht, haben bei meinen Angriffen auf das Berliner System nur durch die Aufklärungen mitgewirkt, welche sie mir verschafften. Es ist eben nur Derjenige im Stande, sich einen vollständigen Begriff von diesem System zu machen, welcher persönlich in das Getriebe desselben verwickelt gewesen. Ein Anderer hält ein solches Getriebe nicht für möglich — wie sollte er dazu kommen, es darzustellen? Soll aber Derjenige, der es durch eigene Erfahrung kennen gelernt, deßhalb dazu schweigen, *weil* er es kennen gelernt? Soll Derjenige nicht vor der Giftpflanze warnen, der davon gegessen hat? Das

Berliner Wesen nnd System mit seiner Windigkeit, Lügenhaftigkeit und Gewaltthätigkeit ist mir zuwider gewesen, so lang ich habe denken können; aber in das Einzelne desselben näher einzudringen, dazu bin ich vornehmlich durch meine Erfahrungen im Beamtenleben befähigt worden. Und wer will die Wirkung persönlicher Erfahrungen bei der Beurtheilung allgemeiner Angelegenheiten von der Hand weisen? Sie sind bei praktischen Beurtheilungen eben so wenig entbehrlich, als sie allein die Entscheidung geben dürfen. Ich beurtheile Preußen nicht als gewesener Steueraufseher, aber unter der Uniform des Steueraufsehers habe ich gleichsam die erste Expedition in das Gebiet der preußischen Politik gemacht. Das Kleine hat mich allmälig auf das Große, das Einzelne auf das Allgemeine, die Wirkung auf die Ursache geführt. Von den äußersten Rädern der künstlichen Maschinerie ergriffen und gerädert, habe ich das Getriebe bis in seine inneren Theile verfolgt und mir allmälig den Zusammenhang des Ganzen klar gemacht. Das Getriebe des preußischen „Staats“ ist ein so systematisch

vom Mittelpunkt bis in alle Enden ausgebildetes, daß man, wenn man einmal zum Nachdenken gebracht ist, z. B. von den geheimen Konduitenlisten auf gradem Weg in das geheime Kabinet geführt wird. Will man es mir zum Vorwurf machen, daß ich nicht, wie Andere, meine Beamtenlaufbahn in pflichtschuldiger Gedankenlosigkeit verfolgt habe? Und will man den Löwen nicht Löwen sein lassen, weil Jemand das verhüllte Thier aus der Klaue beurtheilt, nachdem er von deren Krallen geritzt worden? Ich betrachte meine noch zeitige Befreiung aus den amtlichen Fesseln als das größte Glück, welches mir wiederfahren konnte; wie sollte ich dazu kommen, über dieß Glück erbittert zu werden? Ueberdieß liegt meine Beamtenzeit so weit hinter mir, daß ich ein wahrer Narr sein müßte, wollte ich eine Besprechung derselben noch zum Mittel einer kleinlichen Rache dienen lassen. Ich verschmähe es nicht und halte es sogar für nöthig, auch als Person der Gewalt fühlbar zu machen, daß sie selbst den Einzelnen nicht ungestraft unter die Füße treten könne; aber sogar in einem solchen ausgesprochenen

Falle, der hier nicht vorliegt, der aber z. B. in der Herausgabe meines „Steckbriefs" sich darstellt, ist immer nur das Recht und dessen Vertretung, nicht die Person und deren Geltendmachung die Hauptsache. Man sei daher vollends beim Lesen dieser Blätter, wie beim Lesen der „preußischen Bureaukratie", versichert, daß nicht unedle Motive mir die Feder führen, sondern nur der Drang der Ueberzeugung, die innere Nothwendigkeit, Dasjenige zu bekämpfen, was ich als schlecht und verderblich kennen gelernt habe. Wenn ich mich dabei nicht zu sehr im Ausdruck genire und Dasjenige beim Namen nenne, was Andere in der modisch gewordenen Sprache der Halbheit und Lüge höchstens errathen lassen, so wird mir dieß Niemand als Sünde anrechnen, der nicht entweder zu den servilen Parteigängern oder zu den Philistern gehört.

Als sprudelköpfiger Student der Medizin verließ ich die Universität und machte in Gesellschaft eines Freundes meinem Drang, die Welt zu sehen, durch eine Reise nach der Insel Java Luft. Von dieser romantischen Expedition zurückgekehrt, mußte ich als

„Freiwilliger“ auf ein Jahr Soldat werden. Nachdem diese Zeit überstanden war, sollte ich mich nach einer festen Stellung für die Zukunft umsehen. Es lag sehr nah, die aufgegebenen Studien mit beruhigterem Sinn wieder zu beginnen, oder mich andern zuzuwenden; aber ein angeknüpftes Verhältniß mit einer schwärmerisch geliebten Frau, deren Liebe mir zugleich die Sorge für ihre vier Kinder zubrachte, bewog mich, die erste beste Stellung zu suchen, welche mir in kurzer Zeit eine Existenz zu sichern versprach. Man empfahl mir, Beamter zu werden und zwar in der Steuerpartie, in welcher mehrere meiner Verwandten eine erträgliche Karriere gemacht hatten. Mit dem „Staatsdienste“ und namentlich dem Steuerdienste völlig unbekannt und mich unbestimmten Hoffnungen, wie sie beim Eintritt in neue Verhältnisse den Unerfahrenen zu beleben pflegen, gern überlassend, meldete ich mich daher als Aspirant zum Steuersupernumerariat. Zu Steuersupernumerarien werden nur junge Leute genommen, welche das Gymnasium absolvirt haben. Sie machen sich verbindlich, mindestens drei Jahre unentgeltlich auf

einem Hauptsteueramt zu arbeiten; nach Ablauf dieser Zeit können sie angestellt werden und allmälig bis zu Steuerräthen vorrücken. In der Regel erhalten sie auch schon innerhalb der drei Probejahre kommissarische Beschäftigungen mit Dieten, welche zwanzig Silbergroschen per Tag betragen.

Die Ehre, Supernumerar zu werden, ist nicht so leicht zu erlangen, wie es sich ansieht, denn der Zulauf ist gar zu groß. Was mich betrifft, so sollte ich schon vor dem Eintritt in diese wichtige Stellung auf eine harte Probe gestellt werden. Zunächst kostete es große Mühe und einen ganzen Stoß Papier, um nur die Zulassung zur Kandidatur zu erlangen. Als diese erreicht war, folgte das Examiniren, worauf man bekanntlich in Preußen so versessen ist, daß man sich nicht zu wundern brauchte, wenn plötzlich ein Gesetz erschiene, daß die Schweinehirten beim Avanciren zu Ochsenhirten zuvor ein Examen „am Phantom" ablegen müßten. Obschon ich das Gymnasium und die Universität besucht hatte, mußte ich doch, bevor ich als Supernumerar

zu dem wichtigen Geschäft des Linienziehens und Abschreibens zugelassen wurde, mich von einem Steuerrath examiniren lassen. Der Mann legte mir allerlei unerwartete Spezialfragen vor, über die er sich wahrscheinlich erst im Konversationslexikon unterrichtet hatte, und zwar mit der Uhr in der Hand, um zu notiren, wie viel Zeit ich zur Beantwortung jeder Frage benutzte. Bekanntlich verstehen es die praktisch unbrauchbarsten Menschen mitunter am besten, sich in die beengende Form eines Examens pressen zu lassen. Ich besaß diese Fähigkeit nicht, hatte überdieß die Gymnasialzeit schon vier bis fünf Jahre hinter mir und mein unterdeß freier gewordener Geist hatte den Schulstaub so ziemlich von seinen Flügeln abgeschüttelt. So geschah es denn, daß ich den Examinator nicht befriedigte, wie leicht sich derselbe auch, wenn er nicht Pedant und Chikaneur sein wollte, überzeugen konnte, daß ich mehr allgemeine Bildung und Federfertigkeit besaß, als er. Es war unterdessen schon ein Jahr verflossen und ich war noch nicht weiter, als ich gewesen. Neue Schreiberei, neues Sollizitiren. Wahrscheinlich

um mich abzuschrecken (man schien meinen „Hang zur Ungebundenheit" zu scheuen), stellte man mir anheim, mich bei einem Gymnasialdirektor zum zweiten Male prüfen zu lassen und durch dessen Zeugniß nachzuweisen, daß ich die Kenntnisse eines angehenden Primaners besitze. Man denke sich einen jungen Mann, der sich seit fünf Jahren bemüht hat, die unnützen Kenntnisse eines Gymnasiasten zu vergessen, von Neuem in den Händen eines Schulpedanten, der seine Fähigkeit zum „Staatsdiener" an Buttmann's Grammatik prüfen soll! Dennoch verstand ich mich zu dem Examen und zwar — ohne die Steuerverwaltung zu befriedigen, obschon das erlangte Zeugniß jeder billigen Anforderung entsprechen mußte. Als ich auch jetzt mit meinen Gesuchen noch nicht nachließ, forderte man ein drittes Examen und ich ließ mich zum dritten Mal darauf ein, nachdem ich zuvor meine alten Schulbücher wieder durchstudirt hatte. Dieß Mal fiel das Zeugniß noch besser aus, aber man war noch immer nicht dadurch zufrieden gestellt. Man setzte daran aus, es erkläre nicht ausdrücklich, daß ich auch

speziell in Mathematik u. s. w. geprüft worden sei, obschon es besagte, ich sei „in sämmtlichen Schulwissenschaften" examinirt worden; man stellte mir daher frei, mich in diesen besondern Fächern von einem Gymnasialdirektor oder einem Steuerrath nochmals prüfen zu lassen. Da ich mir wegen meines Verhältnisses nun einmal vorgenommen hatte, platterdings die Geduld nicht zu verlieren, so unterzog ich mich auch der vierten Prüfung. Sie fiel so völlig genügend aus, daß man keinen Vorwand mehr finden konnte, mich nochmals abzuweisen. So ward mir denn endlich nach anderthalbjährigen Bemühungen das große Glück zu Theil, in die Zahl der königl. preußischen Supernumerarien aufgenommen zu werden. Nur wer die Aufopferungsfähigkeit der Liebe kennt, wird es begreifen können, daß ich den jugendlichen Trotz zu bemeistern vermochte, welcher mehr als einmal im Begriff war, dem Provinzialsteuerdirektor ein Pasquill anstatt eines Anstellungsgesuchs einzuschicken. Wenn man später erfährt, zu welchen Dienstleistungen man mich benutzt hat, so wird man staunen über die „wissenschaft-

lichen" Anforderungen, die an den Supernumerar-kandidaten waren gemacht worden.

Als Supernumerar auf dem Hauptsteueramt (zu Düsseldorf) hatte ich zwar der bestehenden Einrichtung gemäß nur Handlangerarbeiten von Handlangern zu besorgen, die Bearbeitung des Prozeßwesens*) ausgenommen, die mir auf einige Zeit

*) Meiner Führung des Prozeßwesens hatte ich einst eine sehr komische Rettung aus einer nicht geringen Gefahr zu verdanken. Zur Zeit wo ich zu Düsseldorf als Supernumerar fungirte, wohnte die Frau, der zu lieb ich diese Charge erlangt hatte, eine Viertelstunde von dort auf dem Lande. Einst brachte ich sie spät in der Nacht von einem Besuch aus der Stadt nach Hause. Im Hofgarten begegnete uns ein ganzer Schwarm betrunkener und streitsüchtiger Menschen, zum Theil Militairs und mit Säbeln bewaffnet, welche mir auf den Leib rückten und Händel mit mir anfangen wollten. Ich machte ihnen die ruhigsten und vernünftigsten Vorstellungen, aber dadurch wurden sie nur um so mehr gereizt. Als ich sah, daß sie mich durchaus nicht ohne Handgreiflichkeiten entlassen wollten, hieß ich meine Dame sich ein Paar vorübergehenden Landleuten anschließen und mich am Ende des Hofgartens erwarten; darauf stellte ich dem streitsüchtigen Korps vor, daß es im höchsten Grade unritterlich sei,

übertragen wurde; dennoch gelang es mir, meinen Geist so weit unter das übernommene Joch zu zwingen, daß der Provinzialdirektor meinen „Eifer

---

in solcher Masse (es waren ihrer mindestens zwölf) einen Einzelnen anzugreifen, ich erbiete mich daher, den Kampf regelrechter auszufechten und zu diesem Zweck mit je zwei und zwei von ihnen an die Seite zu gehen. Ich glaubte auf diese Weise am besten aus dem unvermeidlich gewordenen Handel herauszukommen. Da ich aber einen Stock bei mir hatte, nahmen die Helden meinen Vorschlag nicht an, sondern drängten sich alle um mich und machten Miene, mich anzugreifen. In diesem Augenblick brachen plötzlich einige in Mäntel gehüllte Männer mit geschwungenen Säbeln aus dem Gebüsch hervor, umringten uns, riefen mich beim Namen und baten mich, über sie zu disponiren. Meine Angreifer erschraken nicht wenig und waren auf eine harte Züchtigung gefaßt. Ich entließ sie aber mit der Warnung, sich augenblicklich zur Ruhe zu begeben und nicht wieder rottenweise einzelne Wanderer zu überfallen. Wer waren meine Retter? Es waren Steueraufseher, die im Gebüsch des Hofgartens auf Schmuggler lauerten. Sie kannten und schätzten mich, weil ich als Führer des Prozeßwesens Historiograph ihrer Heldenthaten war und ihnen stets pünktlich die Denunziantenantheile ausbezahlt hatte. So lernt man die „Vortheile der Stellung“ kennen.

zur Förderung meiner Ausbildung" und „meine praktische Brauchbarkeit" anerkannte. Nach anderthalb Jahren ward ich dafür mit einem Kommissorium als Thorempfänger zu Kleve belohnt. Ich hatte es also doch nach dreijährigen Bemühungen endlich zum „Geldverdienen" gebracht und der Familienvater in mir that sich auf seine 20 Sgr. Dieten noch mehr zu gut, als der Beamte. Meine Beschäftigung in Kleve war nicht die angenehmste, aber meine Stellung war ziemlich selbstständig. Ich saß vom Morgen bis zum Abend in einem kajütenähnlichen Amtslokal und ließ das Rindvieh die Revüe passieren, dem ich den Paß in die Stadt zu schreiben hatte. Aber nicht bloß das Vieh, auch die Menschen standen unter meiner Kontrole, und mein amtliches Gewissen wurde bei dieser Funktion so geschärft, daß ich kaum den Ridiküle einer Dame konnte passiren sehen, ohne zu denken, daß er möglicher Weise ein Stück Fleisch oder Brod in die Stadt einschwärze. Es ist eine schreckliche Funktion, diese Aufpasserei. Ein wahrer Steuerbeamter zieht seine Nebenmenschen nur in so fern

in Betracht, als sie schmuggeln oder nicht schmuggeln. Jeder Korb, jeder Sack, jeder Koffer, jede Füllung unter den Kleidern, ja sogar jede schwangere Frau ist ihm verdächtig, ist ihm ein Gegenstand der Jagd und des Diensteifers. Wenn nicht die Lust, einen Nebenmenschen zu fassen, ihn treibt, so treibt ihn die Furcht, eine Pflicht zu versäumen. Die Möglichkeit, daß etwas geschehe, was er verhüten sollte, daß etwas verborgen sei, was er auffinden sollte, quält und verfolgt ihn wie ein Gespenst, er möchte alle Taschen, alle Kleider, alle Mauslöcher, alle Winkel visitiren können, um sich zu überzeugen, daß „die königlichen Intraden" nicht verkürzt werden.

Das unmittelbare Visitiren und Spioniren war glücklicherweise meine Funktion nicht, dazu waren die Steueraufseher und Thorwächter bestimmt, diese unglücklichsten der Sterblichen. Wer hat sie nicht schon an den Thoren „mahl- und schlachtsteuerpflichtiger" Städte gesehen, wie sie sich die Koffer aufschließen lassen, in die Körbe der Gemüseweiber hineintasten, mit klafterlangen Sonden die Heu-

STADTBIBLIOTHEK BRESLAU.

wagen durchstechen u. s. w.? Dann aber muß man sie sehen, wenn sie einen armen Bauer oder ein Kind mit einigen Pfunden Fleisch erwischt haben, wenn sie mit zitternder Hand ihr Protokoll schreiben und mit gierigem Gesicht im Voraus berechnen, wie viel Pfennige Denunziantenantheil der Fang für sie abwerfen wird! Nur die Gewohnheit, die allmächtige, verbirgt dem Blick der Menschen das Empörende, welches darin liegt, daß von Staatswegen der eine Mensch zum Hetzhund und Auflaurer des andern gemacht wird, um ihm einen Bissen Brod abzujagen und dann seinen Antheil an der Beute auf die Seite zu schleppen. Es ist schon so viel über die Mahl- und Schlachtsteuer geschrieben worden, daß nichts Neues mehr darüber zu sagen bleibt. Wenn unsere sogenannten Staatsmänner für Vernunft- und Moralitätsgründe empfänglich wären, sie hätten schon allein aus Rücksicht auf die demoralisirende Jagd der Beamten gegen die ärmsten ihrer Nebenmenschen jene nichtswürdige Steuer abgeschafft.

In Kollisionen mit meinen Vorgesetzten war ich

einstweilen nicht gerathen. Die Hauptamtsmitglieder in Düsseldorf waren entweder meine Verwandten, oder Bekannte meiner Eltern, und behandelten mich human. Ueberdieß hat in dieser Beziehung der Supernumerar etwas vor dem spätern Beamten voraus: so lang er noch kein Geld verdient, hat man noch nicht das ganze Recht an ihn; erst wenn er mit einem „festen Einkommen" von 240 Thlr. jährlich beglückt wird, darf man ihm dafür das volle Maß der Hudelei einschenken. Auf meinem Posten zu Kleve, wo ich 240 Thlr. Dieten „genoß", hatte ich den ersten Vorgeschmack späterer Glückseligkeiten. Der Zufall führte mir einen alten, drei Zentner schweren Rentier, einen Millionär, mit seiner jungen Gemalin als Schmuggler in die Hände und ich konnte nicht umhin, meine übernommene Pflicht gegen ihn wie gegen seine schöne Begleiterin mit ungalanter Nachsichtlosigkeit zu erfüllen, wobei es ganz humoristische Szenen absetzte. Der Rentier suchte sich dadurch zu rächen, daß er mich wider alle Wahrheit einer unangemessenen Behandlung beschuldigte und es war mir

zu Ohren gekommen, daß er dabei von Beamten, welchen meine Person nicht zusagte, im Geheimen unterstützt werden sollte. Ich kam der Ausführung der Intrigue zuvor, indem ich eine etwas humoristisch gehaltene Darstellung des ganzen Handels einreichte und den Rentier mit seinen Gehülfen in das wahre Licht stellte. Ich hatte dadurch einen großen Fehler begangen, ich war nämlich aus dem Kanzleistyl gefallen und den Formen der amtlichen Geistlosigkeit zu nahe getreten. Man überzeugte sich nun zwar, daß die Klage des Rentiers völlig grundlos gewesen, aber man verwies mir zum ersten Mal meinen Styl: „der Supernumerar Heinzen hat seinen Hang zum Sarkasmus künftig bei Abfassung von Berichten und amtlichen Verhandlungen zu unterdrücken" u. s. w. Man sah wahrscheinlich voraus, wie viel Stoff man mir später noch zu unangenehmen Bemerkungen geben würde.

In Kleve gab man mir auch die erste Probe bureaukratischer Humanität zu kosten. Ich verlor durch den Tod die Frau, um deren willen ich mich

zum Steuerbeamten erniedrigt hatte. Dieser Verlust griff mich so an, daß ich moralisch und physisch für einige Zeit zu allen Geschäften unfähig war. Ich suchte daher einige Tage Urlaub nach, um mich, so weit es möglich war, zu zerstreuen und zu fassen. Man gab mir zur Antwort, daß, wenn meine Gemüthsstimmungen nachtheiligen Einfluß auf meine Amtsführung äußerten, man auf meine Ersetzung durch einen andern Beamten antragen müsse. Diese Rohheit, diese Barbarei allein hätte mich veranlassen können und sollen, schon damals den humanen Herrn meinen Posten in's Gesicht zu werfen, aber — ich war jetzt alleiniger Versorger von vier verwais'ten Kindern geworden. Wie früher aus Liebe, mußte ich jetzt aus Pflicht auf meinem Posten ausharren.

Nachdem ich drei Jahre und etliche Monate Supernumerar gewesen, wurde ich endlich als Steueraufseher angestellt. Es gibt Steueraufseher für die Mahl- und Schlachtsteuer, es gibt Grenzaufseher, es gibt Aufseher für die innere Steuer (Branntwein- und Brausteuer), auch gibt es be-

rittene Aufseher. Als Regel stellt man auf, daß ein Supernumerar „von der Picke an" dienen müsse, obschon er zu den „höchsten Stellen" aufrücken kann. Dieß hat allerdings sein Gutes; es ist recht, daß ein künftiger Vorgesetzter kennen lerne, wie es seinen Untergebenen zu Muth ist. Aber da Supernumerarien in der Regel gebildetere Leute sind, während man die gewöhnlichen Aufseher aus der Reihe der Unterofficiere nimmt, so sollte man sie wenigstens nicht so lang zu rohen und drückenden Verrichtungen gebrauchen, daß ihnen der „Dienst" durch und durch verleidet werden muß. Man scheint sie aber mit Gewalt in alle dienstlichen Formen kneten zu wollen, um alle Selbstständigkeit und Charakterkraft in ihnen zu vernichten, so daß sie als völlig gefügige Werkzeuge der Bureaukratie aus der harten Schule hervorgehen. Gibt es dagegen Söhne von Regierungsräthen, Geheimeräthen u. s. w. zu versorgen, so läßt man sie gemeinlich vom Supernumerar gleich zum Assistenten, mindestens zum berittenen Aufseher avanciren. Als meine Supernumerariatszeit zu Ende

ging, suchte ich die Stelle eines berittenen Steuer-aufsehers nach. Man schlug sie mir ab und berief sich auf die obenerwähnte Regel; eben so hatte man mir früher die Versetzung unter die Supernumerarien der Provinzialsteuerdirektion zu Köln aus dem Grunde abgeschlagen, weil ich nicht die erforderliche „höhere Qualifikation" besitze. Es ist in der That sehr komisch, diese Herrn, unter welchen ich vom Provinzialsteuerdirektor bis zum Steueraufseher herab nicht einen einzigen kennen gelernt habe, der ein passables Teutsch geschrieben hätte, von „höherer Qualifikation" bei Besetzung von Stellen sprechen zu hören, zu deren Ausfüllung jeder aufgeweckte Schuljunge fähig wäre. Genug, ich hatte hier nicht die erforderliche höhere Qualifikation, dort nicht die erforderliche höhere Protektion, und mußte mich glücklich schätzen, nach 3¼ jähriger Lehrzeit und beinahe 5jährigen Bemühungen mit 240 Thlr. Gehalt als Aufseher bei der innern Steuer auf meine Kosten — bei so hohem Avancement erhält man keine Reisevergütung — mit meinen vier Pfleglingen vierzig Stunden weit in eine

öde, sibirische Gebirgsgegend geschickt zu werden. „Der bisherige Supernumerar Karl Peter Heinzen wird hierdurch zum provisorischen Steueraufseher ernannt und demselben vertraut und auferlegt, daß er Sr. Majestät dem Könige jederzeit aufrichtig ergeben bleibe, die Pflichten seines Amtes stets mit Sorgfalt, Fleiß und unwandelbarer Treue, den allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen, so wie den auf seine Stellung besonders anwendbaren Vorschriften nach, rein und gewissenhaft, ohne Furcht und Nebenabsichten erfülle und überhaupt, so viel derselbe nach Maßgabe seines Wirkungskreises es vermag, zum Wohl des Vaterlandes, des königlichen Hauses und jedes getreuen Unterthanen beizutragen sich bemühe. — So lang diese Anstellung provisorisch dauert, kann der Karl Heinzen ohne weiteres Verfahren, wenn seine Dienstleistungen nicht befriedigen, durch Entscheidung der vorgesetzten Verwaltungsbehörden wiederum entlassen werden, in welchem Falle ihm diejenigen Ansprüche verbleiben, welche er gegenwärtig, indem ihm dieses Amt übertragen wird, haben möchte. —

Nach Verlauf von zwei Jahren kann er auf definitive Anstellung antragen, die, wenn nicht besondere Gründe entgegen stehen, nicht versagt werden wird." — (Wie gnädig!)

Dieß war das beglückende Dokument, welches mich zum „provisorischen" Aufseher machte. Diese provisorische Methode der Anstellung ist eine echt bureaukratische Erfindung. Man sichert sich dadurch die Macht, dem armen Teufel, welcher in den drei Jahren des Supernumerariats noch nicht zahm genug geworden, noch zwei Jahre lang das Damoklesschwert der möglichen Entlassung über den Kopf zu hängen. Ueberdieß wird dadurch in die lange Wartezeit, welche er jetzt bis zum Aufrücken in eine andere Stelle vor sich hat, einige Variation gebracht. Wird er nämlich nach zwei Jahren „definitiv" angestellt, so vermehrt man in der Regel gleichzeitig sein Einkommen von 240 auf — man denke! — auf 250 Thlr., und sollte er sich dann in den ersten Jahren erkühnen, wieder eine bessere Stelle zu wünschen, so kann man den Unbescheidenen darauf verweisen, daß er ja erst

vor Kurzem „definitiv" angestellt und um 10 Thlr. jährlich bereichert worden sei! Der Bereicherte kann sich nun, wenn er nicht „Protektion" hat, darauf gefaßt machen, als „definitiver" Aufseher („permanenter" sollte es heißen) 5—6—8 Jahre umhergehudelt zu werden, bis er, völlig gebrochen und demoralisirt, an Geist und an Ehre abgestumpft, zum Assistenten (mit 3—4—500 Thlr.) oder zum Oberkontroleur (mit 5—600 Thlr.) befördert wird.

Mit diesen Aussichten bezog ich meinen neuen Stationsort, ein kleines Städtchen im Bergischen, 12 Stunden hinter Elberfeld. Ich war noch in meinen besten Jahren, zwar schon in mancher Schule des Lebens geprüft, aber ungebeugten Muthes, voll Phantasie und Lebenslust. Wie wenig mir also meine Stellung zusagen mogte, wird man sich vorstellen können. Aber ich hielt die Ausdauer in derselben für eine Probe meiner Fähigkeit, übernommene Pflichten zu erfüllen, und war noch zu ehrlich-dumm, um daran zu zweifeln, man werde mit der Zeit zwischen mir und den vielen Ungebildeten oder gar Lumpen, die ich in ähnlichen

Stellungen kennen gelernt hatte, einen Unterschied zu machen wissen. Ich war damals in der That so durchaus ehrlich und ehrliebend, daß ich nicht im Stande gewesen wäre, ein mir geschenktes Vertrauen auch nur in Kleinigkeiten zu mißbrauchen. Ich sagte die Wahrheit und wollte sie geglaubt wissen; mit meiner Pflicht nahm ich es durchaus genau, glaubte dann aber auch erwarten zu dürfen, daß man nichts Unmögliches von mir verlange und nicht die infame Maxime bei mir anwende, „das Unmögliche zu fordern, damit das Mögliche geleistet werde“.

Daß man mich nach und nach anders beurtheilte, als im Anfang, beweis't z. B. folgende Stelle aus einer Verfügung des Provinzialsteuerdirektors: „Heinzen hat dem Anschein nach eine Vorbildung, welche ihm die Aussicht gewährt, nicht immer (!) auf der Dienststufe (Aufseher) stehen zu bleiben, die er jetzt einnimmt. Er hat sich diese Vorbildung wahrscheinlich in der Absicht angeeignet, sich einer andern Laufbahn zu widmen, als die ist, welche er später eingeschlagen hat. Seine Verhältnisse vor

dem Eintritt in den Steuerdienst waren von der Art, daß sie ihn in soziale Berührungen mannigfacher Art gebracht haben, welchen er einen Theil seiner Zeit zu widmen gewohnt ist. Mit diesen Ansprüchen an das gesellige Leben ist Heinzen in sein gegenwärtiges Amt getreten" u. s. w. Welche Folgerungen wird nun eine vernünftige und humane Logik an diese Zugeständnisse knüpfen? Offenbar etwa diese: „weil Heinzen in geistiger wie in geselliger Beziehung mehr Ansprüche zu machen hat, als sein Posten befriedigen kann, darum soll man ihm eine angemessenere Stellung anweisen, wenn es ohne ungerechte Bevorzugung geschehen kann. Eine solche Bevorzugung verlangt er nicht, wie er schon oft erklärt hat; er verlangt vielmehr nur, daß man ihm, nachdem er den „praktischen Dienst" hinlänglich kennen gelernt, eine seinen Fähigkeiten und seiner „Vorbildung" angemessene Beschäftigung gebe, damit er sich und dem Allgemeinen nütze, was er nützen kann; er verlangt nur, daß man nicht bloß seinen Körper benutze, dagegen seinen Geist unter die Füße trete und seinen Charakter

maltraitire" u. s. w. Statt dieser Konsequenzen aber zog der Herr Provinzialsteuerdirektor folgende: „Das Maß der mit einer gewissen Dienststelle verbundenen Leistungen kann nicht nach der Persönlichkeit des Inhabers derselben genommen werden" u. s. w. „Von dem Inhaber einer gewissen Stelle muß verlangt werden, daß er die derselben anklebenden Verpflichtungen vollständig und gewissenhaft erfülle" u. s. w. — folglich kommt die Schuld nicht auf mich, der ich den Heinzen so lange Zeit zu so unangemessenen Verrichtungen zwinge, während ich angemessenere genug in Bereitschaft habe, sondern auf den Heinzen, welcher die Kaprice besitzt, für unangemessene Stellungen nicht angemessen zu sein. Dieß arabische Pferd ist zu gut für den Mistkarren und würde sich besser zum Reitpferd eignen; da aber der Mistkarren fodert, daß das Pferd, welches man ihm vorspannt, ihn ziehe, so muß das arabische Pferd den Mistkarren ziehen, obschon man hundert andere bereit hat, die sich an seiner Stelle glücklich schätzen würden. Dieß ist bureaukratische Logik. Doch ich habe vor-

gegriffen und muß dem Leser zuvor den Mistkarren kennen lehren, an welchen man mich gespannt hatte.

Meine neue Beschäftigung bestand darin, in einem Bezirke, welcher ungefähr die Hälfte des landräthlichen Kreises umfaßte, die Brennereien, die Brauereien und die Chausseen zu kontroliren. Diese Geschäfte werden auf folgende Weise verrichtet. Bevor man seinen Wohnort verläßt, verfügt man sich auf das Steueramt und wirft dort in einen verschlossenen Kasten, wozu der vorgesetzte Oberkontroleur und Oberinspektor den Schlüssel hat, einen Zettel, worauf nachgewiesen ist, welche Route man für den Tag einschlagen und welche Orte man besuchen will. Auf diese Weise ist man schon am frühen Morgen gebunden, einen bestimmten Dienst zu verrichten, und begeht man dabei eine Vernachläßigung oder Täuschung, so hat der Vorgesetzte, wenn er unerwartet in den Ort kommt, sofort das Mittel in der Hand, den Faullenzer oder Betrüger zu fangen. Doch diese Schlinge genügt noch nicht. Der Aufseher muß nicht bloß durch Andre kontrolirt werden, er muß sich auch noch selbst kontroliren.

Zu diesem Zweck führt er ein Tagebuch. In dem Tagebuch zeichnet er sich ebenfalls, bevor er seinen Marsch antritt, die Route vor, und trägt dann bei der Ausführung des Dienstes jede Verrichtung nach Ort und Zeit in den bestimmten Rubriken ein, so daß, wenn er Abends aus seinem Bezirke zurückkehrt, das Tagebuch die Benutzung der Tageszeit in Uebereinstimmung mit dem Zettel in dem verschlossenen Kontrolekasten genau nachweis't. Die geringste Abweichung zieht Denunziation, Vernehmung, Untersuchung, kurz ein ganzes Gefolge von Inquisition nach sich.

Als Maß der Dienstverrichtungen waren durchschnittlich 10 Dienststunden, in welchen 5—6 Stunden zu Fuß abgemacht werden mußten, für jeden Tag vorgeschrieben. Mogte das Wetter gut oder schlecht sein, mogte es regnen oder schneien, mogte man ein Privatgeschäft haben oder nicht, mogten die Brennereien in Thätigkeit sein oder still liegen — das war Alles einerlei, es mußten täglich die 10 Dienststunden nachgewiesen werden. Wäre ein Erdbeben entstanden und hätte die ganze Gegend das Unterste oben ge-

kehrt — jedenfalls würde, wenn nach Beendigung der Affaire der Provinzialsteuerdirektor herzugekommen wäre, er zunächst den Aufsehern das Tagebuch abgefordert und nachgesehen haben, ob sie durch die allgemeine Kalamität auch an der Aufbringung von täglich 10 Dienststunden gehindert worden seien. Ob die 10 Stunden ausgefüllt werden konnten oder nicht, ob die Ausfüllung nöthig war oder nicht, darauf kam es nicht an, das hatte der Aufseher nicht zu untersuchen; genug sie waren in der vom Provinzialsteuerdirektor durch harte Geistesarbeit produzirten Instruktion vorgeschrieben und deshalb mußten sie nachgewiesen werden.

Wie sie ausgefüllt wurden, muß noch kurz angegeben werden. Die Hauptaufsicht erstreckt sich auf die Brennereien, deren jede längstens alle drei bis vier Tage revidirt werden muß. Der Aufseher sucht sich der Brennerei möglichst ungesehen zu nähern, tritt rasch in dieselbe hinein und ergreift die an einem bestimmten Ort niedergelegte Betriebsnachweisung, welche genau angibt, wie der Betrieb der Brennerei an jedem Tag des Monats beschaffen

sein, welches Gefäß gefüllt, welches leer, ob die Maische, woraus der Branntwein gemacht wird, frisch in den Bottich gemengt, ob sie in steigender, ob sie in abnehmender Gährung ist u. s. w Diese Betriebsnachweisung in der Hand, schnüffelt nun der Aufseher in jedem Gefäß umher und überzeugt sich, ob der Zustand desselben mit dem vorgezeichneten Plan genau übereinstimmt. Stimmt er nicht, so macht er ein Protokoll. Den Befund trägt er pünktlich in die Nachweisung und zugleich in das Tagebuch ein, z. B. so: „um 12 Uhr Mittags zum Brenner N. gekommen. Blase mit Lutter. Bottich Nr. 1 leer, Nr. 2 in abnehmender, Nr. 3 in steigender Gährung, Nr. 4 frisch eingeteigt. Um 12¼ Uhr beim Brenner M.“ u. s. w. So geht es von einem Tag zum andern, von einem Ort zum andern, von einem Brenner zum andern. Man wird glauben, wer ein solches Geschäft sechs Wochen lang verrichte, der müsse blödsinnig werden. Nun, ich nehme ein günstiges Vorurtheil für mein Gehirn in Anspruch, denn ich habe das geistreiche Geschäft über drei Jahre lang verrich-

ten müssen. Wer die Kürze des menschlichen Lebens in Betracht zieht, der wird erkennen, was es heißt, drei Jahre lang sich solchen „Staatsgeschäften" zu widmen.

Doch das Geisttödtende und Ermüdende dieser Geschäfte war noch nicht deren schlimmste Seite; es kommt noch die moralische in Betracht. Ich meine damit nicht die sich von selbst verstehende Gehässigkeit des ewigen Belauerns und Untersuchens selbst bei Leuten, welche alles Zutrauen verdienen, sondern ich meine die Unmöglichkeit, den gestellten Anforderungen auf die Dauer zu genügen, und dieser Unmöglichkeit gegenüber die schergenmäßige, bureaukratische Aufsicht, welche die Unmöglichkeit zur Möglichkeit gemacht wissen will. Dieß führt denn die meisten Aufsichtsbeamten dahin, sich auf die Kunst des L ü g e n s zu verlegen, und schriftlich allerlei Dienste nachzuweisen, während sie vielleicht nicht einen Fuß vor die Thüre gesetzt hatten. Bei diesen Lügen riskiren sie, ihr Amt zu verlieren, wenn sie ertappt werden; lügen sie aber nicht, so riskiren sie es zu verlieren, weil

sie die Unmöglichkeit nicht zur Möglichkeit machen konnten. So schlagen sich die Meisten zwischen Scylla und Charybdis durch und erwerben sich den Ruf fleißiger Beamten, weil sie monatlich ihre 300 Dienststunden im Tagebuch nachweisen konnten. Daß sie dabei auf die Nachsicht der Brenner, welche sie zu kontroliren haben, Rechnung machen müssen, um nicht wegen falscher Einzeichnungen in die Betriebsnachweisung verrathen zu werden, versteht sich von selbst; auch handeln sie sehr häufig im Einverständniß mit ihren nächsten Vorgesetzten, welche das nämliche Mittel anwenden müssen, um ebenfalls übertriebene Anforderungen zu befriedigen.

Soll auch noch die finanzielle Seite der Sache zur Sprache kommen, so stelle man sich vor, wie es möglich sei, mit Familie von 240 Thlr. zu existiren, namentlich dann zu existiren, wenn man täglich 10 Stunden außerhalb des Hauses zubringen, also auswärts essen, ja nicht selten schlafen muß. Zieht man dieß Alles in Betracht, so wird man zugestehen, daß die „königlichen Beamten" sehr häufig ein elenderes Leben führen, als Tau-

fende von Proletariern, welche wenigstens die Freiheit von den amtlichen Fesseln voraus haben. Mich setzten ein Paartausend Thaler, die ich von meinen Eltern geerbt hatte, in Stand, der „Versorgung“ des Staats einstweilen noch zu Hülfe zu kommen. Ohne solchen Zuschuß wäre ich mit den Meinigen in Elend und Schulden versunken.

Unter all den tausend Beamten, welche ein solches Leben führen, gibt es nicht einen einzigen, der den Muth hätte, die Uebel seiner Stellung zur Sprache zu bringen *). Daraus folgt u. A., daß die „hohen Behörden“ nichts an der Sache auszusetzen wissen und Den für einen Quärulanten, Opponenten u. s. w. erklären, welcher nicht Lust

*) Als ich schon aus dem Steuerdienst ausgeschieden war, wurde ich im Namen der zahlreichen Steueraufseher einer großen Stadt um Anfertigung einer Kollektivpetition ersucht, in welcher sie dem König das Traurige ihrer Lage, namentlich in finanzieller Beziehung, vorstellen wollten. Ich fertigte die Petition an, als sie aber fertig war, hatten die Petenten sämmtlich wieder den Muth verloren und duldeten und hungerten schweigend weiter.

hat, sich für 20 Sgr. täglich zum Lump und Sklaven machen zu lassen. Ich komme damit auf die Vorstellungen, welche ich meinen Vorgesetzten machte, nachdem ich meinen Dienstbezirk kennen gelernt und mich von der Unmöglichkeit, das Gefoderte zn leisten, überzeugt hatte. Mich mit Lügen durchschlagen wollte ich nicht und strengte alle Kraft an, um dieselben unnöthig zu machen. Aber aller Anstrengung ungeachtet erhielt ich eine Rüge über die andere wegen ungenügender Dienstleistungen. Die Brenner machten mir höhnische Bemerkungen über meine häufigen Besuche, an die sie gar nicht gewöhnt seien; meine Vorgesetzten machten mir drohende Bemerkungen über die seltenen Besuche, an die sie (nach den Tagebüchern) gar nicht gewöhnt seien. Beständige Ermahnungen und Rügen von der einen, beständige Repliken und Remonstrationen von der andern Seite. Es hatte, trotz allen meinen Auffoderungen, noch nie einer von den Beamten, welche über meine Dienstleistungen und Versicherungen in oberer Instanz aburtheilten, meinen Bezirk außer-

halb der Landstraße bereis't, weil er ihnen zu beschwerlich war. Dennoch warfen sie unbedenklich meinen Versicherungen Unwahrheit und meinen Anstrengungen Unzulänglichkeit vor. Ich mogte sagen und nachweisen und vorrechnen, was ich wollte. Alles half nichts. Man urtheile nach folgenden Details aus einer meiner Vorstellungen, ob meine Angaben Berücksichtigung oder Untersuchung verdienten:

„Ohne mit allen örtlichen Verhältnissen der Provinz bekannt zu sein, glaube ich kühn behaupten zu dürfen, daß sie keinen zweiten so ausgedehnten und dabei so beschwerlichen Kontrolebezirk enthält, wie der Bezirk des Untersteueramts Gummersbach. Den Stationsort als Mittelpunkt angenommen, so läßt sich um denselben herum in einer Entfernung von circa 3 Stunden ein Kreis ziehen, welcher 7—8 Ortschaften durchschneidet, die der Gewerbstellen wegen stets besucht werden müssen. Innerhalb dieses Kreises, der also gegen 6 Stunden im Durchmesser hat, liegen in 40—50 Ortschaften gegen 100 Brennereien und Brauereien, außer-

dem noch 3 Barrieren verstreut. Die vierte Barriere liegt über 5 Stunden von hier und von der gegenüberliegenden letzten Gewerbstelle 8 starke Stunden entfernt. Der in den ermüdendsten Krümmungen sich windende Weg zu allen jenen Ortschaften führt, einige Strecken der Chaussee abgerechnet, beständig hohe Berge (oft von der Höhe des Siebengebirges) hinauf und hinunter, bald über scharfen Felsengrund, bald durch Sumpf und Morast. Im Sommer sind die Touren in solchem Terrain überaus anstrengend und erschöpfend, dabei greifen sie wegen der beständigen außerordentlichen Transpiration die Gesundheit sehr an; im Winter und Herbst sind sie nicht minder schädlich wegen der unvermeidlichen fortwährenden Erkältungen, die man sich bei den langen Märschen durch Nässe und mannhohen Schnee zuzieht. Ja, des Schnees halber, der sich namentlich in Thälern und Hohlwegen oft zu außerordentlicher Höhe anhäuft, ist das Ausgehen in hiesiger Gegend mitunter lebensgefährlich und Tage lang unmöglich. — Dieser große und beschwerliche Bezirk nun ist vertheilt

unter zwei Fußaufseher, die, wenn sie sich keinen einzigen Ruhetag gönnen wollen, zur Revision der jedem Einzelnen zugetheilten Gewerbstellen durchschnittlich 4 Tage gebrauchen müssen, außerordentliche Geschäfte, wie Vermessungen neuer Geräthe, Insinuation von Zahlungsaufforderungen u. s. w. gar nicht gerechnet. Nimmt man nun bloß den fünften Tag nach so anstrengender viertägiger Arbeit als Ruhetag an, so geht schon daraus hervor, daß jede Gewerbstelle, statt alle 2—3, eigentlich nur alle 5 — 6 Tage revidirt werden kann. Dabei darf von umsichtiger Eintheilung und Anwendung der Kontrole nach einzelnen, vielleicht besonders kontrolebedürftigen Orten nicht die Rede sein, denn die mindeste Abweichung von der zur möglichst befriedigenden Führung des Tagebuchs oder der Revisionsnachweisungen erforderlichen Eintheilung könnte, wenn sie auch dem Interesse des Dienstes noch so sehr entspräche, nur auf Kosten des dienstthuenden Beamten geschehen, indem ihn die häufigere Revision der einen Brennerei nicht wegen des selteneren Besuchs einer andern bei der

nachrechnenden Kalkulatur entschuldigen würde. Der Beamte muß hier mehr auf sich, als auf den Staat, mehr auf das Tagebuch, als auf den Dienst bedacht sein u. s. w. *).

An einem andern Ort heißt es: „Der Unterzeichnete erfreute sich stets einer solchen Gesundheit und Körperkraft, daß er sich nicht entsinnt,

*) Die Quälereien und Rechnereien mit den Tagebüchern gingen unter dem Regiment des jetzigen Provinzialdirektors so weit, daß sogar der Generaldirektor Kuhlmeier, der ein humaner Mann sein soll, dieselben in einer Verfügung vom 30. Januar 1840 an jenen Bureaukraten ganz in meinem Sinn also rügte: „Unbemerkt kann ich nicht lassen, daß es bedenklich ist, Beamten, deren Pflichttreue und Diensteifer bekannt sind, auf Grund solcher Revisionen der Tagebücher in's Kleinliche gehende Vorhaltungen zu machen und leicht dahin führen kann, die Beamten zu entmuthigen, sie zu verleiten, ihre Dienstverrichtungen in einen nachtheiligen Mechanismus zu bringen und sich zu beschränken, nur für sichernde Aufstellung der Tagebücher zu sorgen."

Man sollte diese Tagebücher, die von den Steuerbeamten Lügenbücher genannt werden, ganz abschaffen und sie höchstens für die erwiesen unzuverläßigen und unthätigen Beamten als Strafe beibehalten.

in dieser Beziehung seines Gleichen gefunden zu haben. Trotz dem hat er in G. körperliche Leiden empfunden, die er früher nicht gekannt. Namentlich Brustschmerzen und Gicht sind ihm früher nur dem Namen nach bekannt gewesen; in G. hat er sie auch aus Erfahrung kennen gelernt. Ich bin überzeugt, daß unter 100 Beamten nicht 10 Das 3 Jahre lang zu leisten im Stande sind, was ich während meines Hierseins abgemacht habe, ohne ihre Gesundheit total zu ruiniren. Trotz aller Anstrengung ist es mir indeß nicht möglich gewesen, den Vorschriften zu genügen. Der Steuereinnehmer S. hat mir mehrere Male versichert, der frühere Aufseher C. habe kaum zu Pferde die Touren abmachen können, die ich mitunter zu Fuß abmache; der Oberkontroleur St., den ich einige Male durch den Bezirk begleitet, hat sich geäußert, daß er mir in den Bergen mit seinem Pferde auf die Dauer nicht habe beibleiben können. Aber trotz dieser glücklichen Fußgängergabe hat es mir nicht gelingen wollen, mit den Anforderungen Schritt zu halten, welche die Vorschrift an mich macht."

An einem andern Orte heißt es: „Ich spreche wiederholt die schon mehrere Male offen und gewissenhaft ausgesprochene Ueberzeugung aus, daß nie und nimmer von dem bisherigen schwachen Personal der Dienst zweck- und vorschriftsmäßig verrichtet werden kann; daß die Klagen über zu wenig Revisionen nicht aufhören können, so lang kein Sukkurs erfolgt; daß die Rechtfertigung der Beamten stets ohnmächtig bleiben muß, so lang ihre Gründe nicht untersucht werden; daß endlich die Ueberbürdung von zwei Beamten dem Staat mehr Nachtheil bringen muß, als die Ersparung des Gehalts für einen dritten Vortheil gewährt, indem, abgesehen von den daraus entstehenden Unannehmlichkeiten und Schreibereien, durch die nothwendig mangelhafte Kontrole das Steuerinteresse leidet und, was die Hauptsache ist, die Zuverlässigkeit der Beamten gewaltsam vernichtet, ihre Moralität durchaus verderbt wird. Nach vergeblicher und nicht anerkannter Anstrengung aller Kräfte müssen dieselben zuletzt erschlaffen und dann ist der nächste Schritt entweder ein freiwilliger Rücktritt, welcher die Ehre rettet, oder ein erzwungener

Betrug, welcher, mit Abwälzung der Schuld von dem eigenen Gewissen, wenigstens die Stelle zu retten sucht. Ich nenne wiederholt den hiesigen Aufsichtsdienst eine bedenkliche Aufgabe und eine böse Schule für einen rechtlichen Beamten. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen hat der Ehrliebende und Gewissenhafte hier nur unverdiente Vorwürfe und Kränkungen zu erwarten; am besten werden Leute von nachgiebigem Gewissen und leichter Moral hier bestehen können: sie werden, ihre Abgeschiedenheit von den Vorgesetzten benutzend, aus dem Umstand, daß mehr von ihnen verlangt wird, als sie thun können, mittelst einer psychologisch begründeten Ausgleichungsphilosophie sich leicht das Recht vindiziren, weniger zu thun; sie werden sich mit den Brennern à tout prix in gutes Vernehmen setzen, die Revisionen auf ihrer Stube abhalten und ihre Diensttouren auf dem Papier machen. Der tapferste Fußgänger wie das schnellste Pferd ist die — Feder. Schließlich noch die allgemeine Bemerkung, daß manche Uebelstände längst abgeschafft und manche Kollisionen vermieden wären, wenn die Be-

amten es mehr für ihre Pflicht hielten, ihren Vorgesetzten gegründete Klagen gewissenhaft und freimüthig vorzutragen, als sie in feiger Klugheit mit Stillschweigen zu übergehen und Andern zu überlassen, sich durch eine offene, mit der ihrigen freilich kontrastirende Sprache in den unverdienten Ruf übertreibungsüchtiger Opponenten zu bringen. Rechtgemäße Beschwerde ist nicht feindselige Opposition, sie kann es der Gerechtigkeit gegenüber nicht sein, und wahrheitliebende Offenheit hat der Sache jederzeit mehr genützt, als serviles Umgehen und augendienende Gunstschleicherei. Der Person ist dieser Nutzen freilich nicht immer gesichert, denn, wie Lichtenberg sagt, vom Wahrsagen läßt sich eher leben in der Welt, als vom Wahrheitsagen."

Ich frage Jeden, der die Sprache der Wahrhaftigkeit kennt, ob sich in diesen Vorstellungen Mangel an gutem Willem ausspricht, selbst Dienstleistungen zu verrichten, zu denen ich gemacht war, wie die Fleischgabel zum Misthaken? Ich frage Jeden, der ein Gefühl für Recht und Unrecht hat, was er auf solche eindringliche Vorstellungen als Provinzial-

steuerdirektor gethan haben würde? Ja, was hat der Herr Geheimrath gethan? Meine Angaben nach wie vor für Unwahrheiten erklärt, ohne sie untersuchen zu lassen; nach wie vor die Mangelhaftigkeit meiner Dienstleistungen getadelt, ohne die Möglichkeit besserer erproben zu lassen! Andere Beamten, hieß es, haben ihren Tagebüchern zufolge mehr gethan, als du; daß sie in diesen Tagebüchern gelogen haben, muß erst bewiesen werden, ehe es geglaubt wird. Ich sollte also die Anderen denunziren und als Lügner demaskiren, um zu beweisen, daß ich selbst ein ehrlicher Mann sei. Andere Mittel wußte der bureaukratische Verstandnicht aufzufinden. Später habe ich eine von fünf Beamten, welche in meinem Bezirke angestellt gewesen, unterschriebene Erklärung beigebracht, worin dieselben auf ihr Ehrenwort die Richtigkeit meiner Angaben bezeugten. Glaubt man, dies habe geholfen? Man würde sich irren. Ein Ehrenwort gilt bei der Bureaukratie nicht; ein Tagebuch aber gilt. Ich mogte versichern, ich mogte schreiben, ich mogte beweisen, was ich wollte — Alles umsonst. Ich

war in eine Stellung zur Bureaukratie getreten, worin ich ihr ein Unrecht beweisen wollte, und darin bestand das meinige. Ich hatte als Untergebener, als Aufseher, als Werkzeug, als Lump zu schweigen und zu dulden; mein Sprechen war Opposition und Opposition ist Verbrechen. Ich finde auf eine der Antworten, die ich von dem Provinzialsteuerdirektor erhielt, als Glosse die Worte geschrieben:

Contra vim directoris
Non est medicamen vis Hectoris.

Als ich in meiner unerträglichen Stellung so lang ausgeharrt hatte, daß ich glaubte, alles Menschenmögliche geleistet zu haben, begann ich auf Versetzung anzutragen. Eine pekuniäre Verbesserung verlangte ich noch gar nicht, ich trug bloß den Wunsch vor, eine mehr geistige Beschäftigung zu erhalten. Da man mir schon so oft vorgerückt, ich habe nicht genug „höhere Qualifikation“ bewährt — höhere Qualifikation beim Bergsteigen und Tagebuchschreiben! — so suchte ich ein Urtheil über meine Befähigung durch außerdienstliche

Proben zu begründen. Ich legte daher meinem Gesuch einige Kapitel der „Reise nach Batavia" bei, welche ich später habe drucken lassen. Darauf erhielt ich folgende Stylprobe als Bescheid: „Wenn Sie die Zweckmäßigkeit einer Versetzung durch die Behauptung, daß Sie vermöge des Standpunktes von wissenschaftlicher Bildung, auf welchem Sie sich befänden, sich besser für den sedentairen, als den Aufsichtsdienst eignen würden, beweisen wollen, und zur Bekräftigung Ihrer Behauptung die anliegend zurückfolgenden, größten Theils auf ein früheres abenteuerliches Leben Bezug habenden Skripturen eingereicht haben, so machen wir Ihnen bemerklich, daß der Inhalt jener Schriftstücke gar nichts für Ihre Behauptung beweis't und daß Sie Ihren Zweck verfehlt haben." Bevor ich diesen Bescheid erhielt, hatte ich Gelegenheit, einen der Regierungsräthe zu sprechen, welche auf der Provinzialsteuerdirektion über das Schicksal der armen Beamten entscheiden halfen. Er versicherte mir, daß er die eingereichten Fragmente aus der „Reise nach Batavia" mit vielem Interesse gelesen habe,

und sprach sich überhaupt sehr gnädig gegen mich aus. Später, als mir durch Zufall meine geheimen Personalakten zu Gesicht kamen, fand ich, daß das Konzept zu dem mitgetheilten humanen Bescheide von der Hand — jenes Regierungsraths geschrieben war. Der Ehrenmann verdiente allerdings, daß ich ihn namhaft machte: es war ein Vetter eines bekannten Ministers. Er galt für einen ganz achtenswerthen Mann und ich hätte ihm eine solche bureaukratische Falschheit niemals zugetraut. Aber man lernt, wie ich später dem Provinzialsteuerdirektor zu bemerken Gelegenheit fand, seine Leute besser von hinten als von vorn kennen.

Die Erwähnung der „Reise nach Batavia" bringt mich auf meine außerdienstlichen Beschäftigungen. Ich war damals noch sehr belletristisch gesinnt und beschäftigte mich in meinen Mußestunden mit Versemachen und ähnlichen Arbeiten. Meine Dienstverrichtungen waren sogar solchen Beschäftigungen nicht ungünstig, denn ich hatte mitunter Stunden weit zu gehen und über die Berge zu klettern, ohne nur ein Haus, geschweige eine Brennerei an-

zutreffen, und auf solchen einsamen Wanderungen machten sich die Verse von selbst. Ich kannte jeden Weg, jeden Bach, jeden Baum, ja ich möchte sagen, jeden Stein der ganzen Gegend auswendig, so oft hatte ich sie nach allen Richtungen hin durchkreuzt. Der Denkungsart meiner Vorgesetzten hätte es entsprochen, wenn ich dennoch nur an meinen „Dienst" gedacht, wenn meine Phantasie sich nur mit Branntweinblasen, „Maische" und dergleichen poetischen Gegenständen beschäftigt, wenn ich beim Heraustreten aus der einen Brennerei sofort nur darauf gesonnen hätte, wie ich die nächste, vielleicht Stunden weit entlegene am Besten beschleichen könne. Und in der That war ich in gewisser Beziehung vor solcher Denkungsart nicht immer gesichert, denn mein Geist hatte sich schon so lang und so viel mit dem „Branntweinbrennereibetrieb" beschäftigen müssen, daß mir mitunter die Berge, die ich zu überklettern hatte, wie lauter Branntweinblasen, aus welchen die Bäche als „Lutter" hervorrieselten, und die Thäler wie Maischbütten vorkamen, in welchen ich oft bis an die Kniee durch die Maische des

Morastes hindurchwaten mußte. (Wie gern hätte ich ein Protokoll darüber gemacht!) Aber trotz dieser branntweinbrennerischen Durchdringung meines Kopfes brachte ich es doch nicht dahin, wohin meine Vorgesetzten mich gern gebracht hätten. Als ich mich einst bei einem der Herren Regierungs- oder Departements-Räthe über das Geisttödtende meiner Beschäftigungen beklagte, erwiderte mir der Mann, „dieselbe biete doch vielfache Gelegenheit zur Spekulation dar!" Spekulation! Ich war schon bereit, mir einige philosophische Werke anzuschaffen, um herauszubringen, wie ich meine Stellung am besten zur Spekulation benützen könne, als mich der Herr Departementsrath durch eine nähere Erläuterung auf die rechte Fährte brachte. Er meinte nämlich, ich habe vielfache Gelegenheit, zu spekuliren, ob und wie die Branntweinbrenner die „königlichen Intraden" oder das „Interesse fisci" verkürzten und wie sie dabei am besten zu fassen seien.*) Wenn Jemand einen

*) Um den wahren Steueraufsehergeist, oder den amtlichen Spekulationsgeist, zu charakterisiren, der alle Vorstel-

Artikel über Spekulation in eine Encyklopädie zu schreiben hat, so bitte ich ihn, den Wink des kölnischen Departementsraths nicht unbeachtet zu lassen.

Trotz aller pflichtschuldigen Spekulation auf die Branntweinbrenner spekulirte ich, wie gesagt, auch

---

lungen von einer Gehässigkeit seiner Funktionen glücklich abgestreift hat, so daß er als „in den Geist des Dienstes" völlig eingedrungen betrachtet werden kann, schreibe ich hier ein paar Stellen aus einer praktischen Anleitung ab, die ein alter Steueraufseher, welcher Verbindlichkeiten gegen meine Familie hatte, mir aus Erkenntlichkeit nach meiner Anstellung zukommen ließ:

a. „Man muß die gewerbtreibende mit Achtung und Anstand behandeln, denn wie besser man sie behandelt Jemehr lust haben sie am geschäft, und desto mehr abgaben werden dem Staate zugetheilt, auch kann der Steuer-Beamte dadurch manche endbeckung machen, daß einer den andern verräth, und zwar dadurch daß wenn einer defrodiert auch dadurch den Brantwein wohlfeiler verkaufen, und den andern dadurch schadet."

b. „Ist es eben selbst bei den Brennknechten der Fall wenn man die mit Achtung behandelt dann setzen sie ein gewisses zutrauen in den Beamten und wenn man sich dann zuweilen mit ihnen unterhält, dann hört man bald von den

auf die Literatur. Das wußten die Herren Vorgesetzten und diese Spekulation war ihnen ein Dorn im Auge, obschon ich meinem „Dienst" nicht eine Minute darum entzog. Ich sollte ausschließlich und ganz auch außer der Dienstzeit dem „Dienst" angehören; so lang ich noch an andere Dinge, als an den geistreichen „Dienst", zu denken im Stande

einen oder andern etwas wo man sich nach richten und dadurch leichter auf die spur kommen kann, auch ist es zuweilen der Fall, daß Sie mit Ihren Brodherren uneinig werden und dann auch etwas verrathen."

c. „Wenn man ein heimliches Gefäß vermuthet muß man ganz unbemerkt beobachten, so lange bis man ungefehr ermittelt hat, wo es sich befindet, man muß nicht gleich die Sache über eilen, sondern nur mit lachen und spaszen, bis man die Sache gewiß hat, dann zugreifen" u. s. w.

Siehst du, lieber Leser? Dieser Steueraufseher hatte Anlage zur „Spekulation"! Gäbe es keine überflüssige Steuerbelästigungen, so wäre auch solche Spekulation überflüssig.

Wenn doch einmal ein Beamter der Polizei, in welcher die Spekulation erst recht zu Hause ist, ein preußischer Vidocq, seine Memoiren schriebe! Herr Dunker, Sie erstes spekulatives Genie der preußischen Menschenfänger, spüren Sie keine Lust?

war, verdiente ich nicht dasjenige Vertrauen, welches allein auf Berücksichtigung Anspruch verleihen konnte; so lang ich nicht vom „Dienst" träumte, nicht „Dienst" aß, „Dienst" schwitzte, „Dienst" betete, kurz so lang ich neben dem Bureaukratendiener auch noch ein Mensch blieb, so lang konnte man sich nicht überzeugen, daß ich mit Leib und Seele ein „königlicher Beamter", daß ich ein tüchtiger und innig verwachsener Leibeigener der Bureaukratie werden würde. Diese Dienstlichkeit brachte mich sogar einmal auf den Gedanken, dienstliche, nämlich Steuergedichte (Mahlsteuergedichte, Schlachtsteuergedichte, Branntweinsteuergedichte, Braumalzsteuergedichte, Tabakssteuergedichte, Moststeuergedichte, Rheinzollgedichte, Grenzzollgedichte u. s. w.) zu schreiben und sie dem Provinzialsteuerdirektor zu dediziren. Wenn ich dem Tadel wegen meiner undienstlichen Geistesthätigkeit neben der dienstlichen den Einwand entgegenstellte, man möge mir eine Stellung anweisen, in welcher der Geist auch dienstlich mehr in Anspruch genommen werde, so erwiderte man mit dienstlichen Impertinenzen von

der Art der vorhin mitgetheilten. Um mein amtliches Verhältniß in Bezug auf außerdienstliche Geistesthätigkeit anschaulich zu machen und überhaupt diesen Gegenstand näher zu beleuchten, lasse ich auch hier wieder einen Theil einer Auseinandersetzung folgen, die ich dem Provinzialsteuerdirektor auf Veranlassung seiner Erinnerungen einreichte. Was in derselben Ironisches enthalten ist, wird der Leser selbst herauszufinden wissen:

„Sofern meine literarische, an sich gewiß nicht tadelnswerthe Liebhaberei und Beschäftigung mich nicht in Verfolgung eines bestimmten Lebenszweckes verhindert, habe ich keine Ursache gehabt, mich darüber zu beklagen oder sie zu unterdrücken, da sie mir manche edle Freude bereitet und mir im sozialen Verkehr oft ein Ersatzmittel für Eigenschaften oder Attribute dargeboten hat, von denen so Mancher eine eben so sehr gemißbrauchte als unverdiente Ueberlegenheit borgt.“

„Als ich in die Beamtenkarriere eintrat, hinderte mich meine Vorliebe für literarische Beschäftigung nicht an der Ueberzeugung, daß der Aus-

bildung in meinem Berufsfach und der gewissenhaften Erfüllung meiner Amtspflicht jeder Nebenzweck nachstehen müsse, indem das Amt durch keine fremdartige Eigenschaften für Vernachläßigungen entschädigt werden könne; zugleich aber hielt ich es für zu weit gegangen, wenn ich der Erreichung jenes Hauptzwecks alles Andre gänzlich aufopfern sollte, auch wenn derselbe ohne diese Aufopferung erreicht werden könnte. Daß Letzteres möglich ist, hat mir sowohl eigne Erfahrung, als das Beispiel so vieler ausgezeichneter Männer bewiesen, welche bis in die höchsten amtlichen Stellungen hinauf ohne Vernachläßigung ihrer Amtspflicht eine neben derselben oft ganz heterogene literarische Thätigkeit entwickelten, zu der ich weder den Fleiß, noch die Kenntnisse, noch die Talente besitze. Zugleich aber habe ich mich überzeugt, daß, wenn es mir auch möglich gewesen wäre, das literarische oder poetische Element gänzlich aus meiner Natur auszuscheiden und mir den Beamten, wie man zu sagen pflegt, in Saft und Blut übergehen zu lassen, selbst jetzt übergehen zu lassen, wo mir meine amt-

liche Stellung so drückend wenig geistige Beschäftigung darbietet, daß, sage ich, daraus weder meiner Person noch meinem Amt ein reeller Vortheil erwachsen wäre. Eine zu weit gehende amtliche Einseitigkeit scheint mir nachtheiliger zu sein, als eine ihr die Waage haltende literarische Vorliebe; jene schadet dem innern Menschen, indem sie den Geist tödtet, das Gefühl abstumpft, die Gesinnung herabzieht und den Charakter verwischt, diese schadet, bei sonst vernünftigen Begriffen von Amtspflicht und gewissenhafter Erfüllung derselben, nur dem äußern Menschen, dem Avancement, indem sie mehr, als die stille Amtsthätigkeit, dem allgemeinen Urtheil anheimfällt und dadurch leicht den so oft ungerechten Verdacht erregt, daß sie nur auf Kosten der äußerlich im Hintergrund stehenden Amtsthätigkeit geübt werde. Ihren Nutzen pflegt man dabei zu übersehen, indem man sie bloß auf das Angenehme gerichtet glaubt und keine unmittelbare günstige Wirkung auf das Amt aus ihr hervortritt. Was ich hier andeuten will über den Nutzen literarischer oder ästhetischer Bestrebungen auch für

den Beamten, das scheint mir namentlich in Bezug auf die Steuerbeamten beachtenswerth zu sein und zwar in zweierlei Betracht: erstens in Bezug auf die Person an sich und zweitens in Bezug auf ihr Verhältniß zum Publikum. Es ist bei aller pflichtgemäßen Parteinahme nicht zu leugnen, daß ein sehr großer Theil des Steuerbeamtenpersonals, namentlich in den untern Stellungen, an einem Mangel fester Grundsätze, ehrenhafter Gesinnung, veredelnder Geistes- und Charakterbildung laborirt, dessen bösen Wirkungen, so weit sie das nackte fiskalische Interesse und den Dienstmechanismus treffen, durch die schärfste, schonungsloseste Kontrole entgegengearbeitet wird — eine Kontrole, die zwar die Wirkungen zu verhüten sucht, aber die Ursachen nicht zu heben vermag, die zwar als unaufhörlich angewandtes Palliativ wirksam ist und, wie die Peitsche das Pferd zum Laufen, so den Beamten zur Thätigkeit und Treue für den Augenblick antreibt, aber keine intensive moralische Wirkung, keinen Selbsttrieb zur Erfüllung seiner Obliegenheiten in ihm zurücklassen kann. Letztern

dürfte sie sogar in nicht ganz unabhängigen und selbstständigen Charakteren zerstören, sofern sie das Ehrgefühl nicht respektirt, welches den, der es besitzt und es geehrt sieht, sicherer kontrolirt und antreibt, als alle Furcht und alle Strafen vermögen. Sobald die Kontrole dermaßen verschärft und ausgedehnt wird, daß nur auf ihre Rechnung alle Pflichterfüllung der Kontrolirten gesetzt werden kann, daß mithin die Führung und Wirksamkeit des Selbstthätigen wie die des Gezwungenen nur eine gemeinsame, demüthigende Ursache zu haben scheint, dann lernt das Ehrgefühl sich für überflüssig ansehen, es verzweifelt an sich selbst, es sucht kein Vertrauen mehr zu rechtfertigen, weil ihm keins geschenkt wird, und lös't sich in jene kluge, spekulirende Folgsamkeit auf, deren Verdienst dienstliche Ostentation, deren Zweck die Befriedigung des persönlichen Interesse ist. Daß Ehrenhaftigkeit und diejenige Gewissenhaftigkeit, welche nicht blos den Vorgesetzten, sondern auch sich selbst genug zu thun strebt, nicht die starke Seite so mancher Steuerbeamten bilden, dürfte zum Theil

in dem Umstand, daß früher die Auswahl der anzustellenden Subjekte beschränkter und mehr auf die Klasse ungebildeter Unterofficiere hingewiesen war, zum Theil auch in den nothwendigen, auf die Moralität nicht günstig wirkenden Uebeln zu suchen sein, welche die amtliche Thätigkeit selbst mit sich bringt. Zu diesen nothwendigen Uebeln rechne ich z. B. das Ausspioniren von Gesetzwidrigkeiten, die unbedingte Pflicht der Denunziation und die Belohnung durch Denunziantenantheile, das zur Gewohnheit, zur andern Natur werdende Mißtrauen gegen das Publikum rc. rc. Außerdem mischen sich auch noch manche nicht nothwendige, aber nur zu oft geduldete Uebel ein, z. B. das stets genährte Mißtrauen der Beamten unter sich, von denen Einer den Andern opfert, so daß alle Treu' und aller Glaube unter ihnen ausgerottet wird; alle die unedlen Mittel, sich bei den Vorgesetzten zu insinuiren, durch Anträgereien, Verdächtigungen, Kriechereien, Schweifwedeleien u. s. w., die Schwierigkeit des Avancements zu heben und schuhputzerartig sich, ich möchte sagen,

durch die Schuhbürste, die eben so gut zum Schwarzmachen wie zum Säubern dient, den Weg zu einer höheren Stelle zu säubern. Gegen alle solche Unwürdigkeiten und moralische Schäden gibt es keine bessere Bürgschaft, als ein für das Schöne der Literatur empfängliches Gemüth und einen durch Kultivirung der ästhetischen Seite des Lebens gebildeten Charakter, der gelernt hat, gegen seine Entwürdigung zu wachen. Ich sage damit natürlich nicht, daß man, um ein tüchtiger und ehrenhafter Steuerbeamter zu sein, nothwendig Aesthetik studirt, den Homer und Virgil auswendig gelernt, den Shakespeare und Göthe inne haben müsse ꝛc. ꝛc. Eben so wenig mögte ich in jedem Steueraufseher einen Poeten oder Journalisten, in jedem Oberkontroleur einen Philosophen und Professor erblicken ꝛc. ꝛc. Allein der Geschmack an geistigen Dingen scheint mir doch eher zu fördern als zu erdrücken nöthig, und wo sich an einem Beamten ein geistiges Streben, eine auch den höhern Gebieten des Geistes zugewendete Natur kundgibt, da sollte man sie meiner Ansicht nach, so lang sie nicht er=

wiesen die Erfüllung der Amtspflicht beeinträchtigt und die derselben bestimmten Kräfte absorbirt, nicht bloß dulden, sondern eben als einen Vorzug betrachten, der vermöge seiner Wirkung auf Charakter und Gesinnung (vom Geist ganz abgesehen) und als Gegenhalter gegen schlimmere Richtungen grade der Amtspflicht zu gut kommt. Eine solche Zugabe dürfte aber dem Beamten nicht bloß in Bezug auf seine Person und seine Amtswirksamkeit an sich, sondern auch in Bezug auf seine Stellung zum Publikum zu Statten kommen. Selbst meine geringfügige literarische Thätigkeit, obschon sie sich in meinen ungünstigen Verhältnissen zu einigen, den Philistern anstößigen Lokalschreibereien verleiten lassen, hat mir gezeigt, daß sie ein wirksames Mittel war, nicht bloß mich, sondern auch meine Stellung im Auge des Publikums zu heben und mir manche Demüthigung zu ersparen bei Leuten, die den Menschen gern nach seinem Titel tariren und behandeln. Zugleich bildet es von der dem Publikum feindlich zugewandten und von demselben in der Regel feindlich betrachteten Stellung

des Steuerbeamten einen versöhnenden Uebergang, wenn sich an ihm auch Sinn und Anlage für andere Dinge kundgibt, als für einseitige Betreibung dessen, was Sicherung und Erhöhung der Steuern zum Zweck hat. Selbst ein Protokoll erscheint nicht so gehässig, wenn der Verfasser desselben auch Gedichte und andere Dinge schreibt, die allgemein interessiren, und gleichsam eine humane oder ästhetische Folie unterlegen. Ueberdieß gewährt es dem Steuerbeamten eine ausgleichende Satisfaktion, wenn er den Beamten anderer Verwaltungen, z. B. den Juristen, welche auf die Steuerverwaltung als in eine niedrigere Ordnung gehörig mit Achselzucken herabzusehen pflegen, auf dem Gebiete des Geistes etwas zu bieten vermag" u. s. w.

Glaubt man, derartige Vorstellungen hätten auf die verhärteten und versteinerten bureaukratischen Seelen oder Köpfe den mindesten Eindruck gemacht? Höchstens lachte man darüber, nannte mich einen Schwindler und machte dem unruhigen Steueraufseher, der platterdings seinen Verstand nicht los werden konnte, eine üble Note mehr auf die Rechnung.

In meiner dienstlichen Stellung machte ich unterdessen doch einen bedeutenden Fortschritt. Ich erhielt nämlich auf meine Eingaben, worin ich u. A. daran erinnerte, daß die Kampagnejahre doppelt zählen und ich in meinem Bezirke die Kampagnejahre der Steuerbeamten durchgemacht, meine „definitive Bestallung" schon vor Ablauf der festgesetzten zwei Jahre. In dieser „Bestallung" (von „Stall" herrührend?) heißt es u. A.: „Zugleich wird ihm der Rang und jede den Steueraufsehern zukommende Gerechtsame hiermit beigelegt." Welche Ehre, welches Glück! Mein Gehalt blieb übrigens auf der ansehnlichen Höhe von 240 Thlrn. stehen nnd in meinen Dienstverrichtuugen trat keine Erleichterung ein. Um meine Gesundheit nicht zu ruiniren, schaffte ich mir daher ein Reitpferd auf eigene Kosten an. Jetzt ging es an ein „Dienstverrichten", als ob die wilde Jagd durch das bergische Land gezogen wäre. Aber obschon ich mein Pferd beinahe zu Schanden ritt, konnte ich dennoch nicht Alles so leisten, wie die nun einmal für alle Fälle festgestellte Instruktion es verlangte. Bei manchen

Branntweinbrennern hatte ich mich durch meine häufigen Besuche, denen sie, weil sie nicht daran gewöhnt waren, eine persönliche Absicht zuschrieben, und durch energisches Auftreten, welches ihr Benehmen mitunter erforderte, ziemlich verhaßt gemacht, obschon mich die bessern um so mehr respektirten. Bald wollte man mich durchprügeln, bald schimpfte man mich aus*), bald sollte ich in

*) In meinen Papieren finde ich eine amüsante Probe des Branntweinbrennerstyls. Gegen einen Brenner, einen früheren Schulmeister, der drei Stunden von meinem Stationsort entfernt wohnte und den ich in Verdacht hatte, daß er seine Abgeschiedenheit zu Kontraventionen benutzte, hatte ich einst wegen unerlaubten Gebrauchs seiner Geräthe ein Protokoll gemacht, denn es blieb mir in meiner Stellung nur übrig, entweder der übernommenen Verpflichtung gemäß streng auf die Befolgung der Gesetze zu halten, oder mir durch eine eigenmächtige Nachsicht bedenkliche Blößen zu geben. Als ich das nächste Mal zu dem gewesenen Schulmeister in's Haus kam, hielt er folgende Standrede an mich: „Ich habe mich stets mit den Beamten gut vertragen; Sie sind der Erste, der mir ein Protokoll macht. Ja, ja, Sie sind äußerst gewissenhaft. Sie werden mich aber nicht hier

einem einsamen Thal oder Wald erschossen werden, bald vergiftete man aus Malice meinen Hund, bald verleumdete man mich u. s. w. — Alles Folgen meiner dienstlichen Gewissenhaftigkeit, die aber den Herren, welche mir in Köln auf dem grünen Tische mit der Feder nachritten, nicht genügten. Nicht, was ich in der Wirklichkeit that und ausrichtete, nur was schwarz auf weiß das Tagebuch

---

aus meinem Orte wegholen. Sie suchen hier etwas. Als Sie das erste Mal hierher kamen, hab' ich gleich gesehen, daß Sie in mein Haus nicht passen, Sie sind zu groß. Sie verfluchter Schweinepelz, solche Niederträchtigkeiten sind mir in meinem Leben nicht vorgekommen, so ein verdammter Apostel ist mir noch nie erschienen." Da ich mir nie eine Inhumanität gegen die Brenner erlaubte, duldete ich auch keine Beschimpfungen. Ich mußte daher den Schulmeister vor Gericht bringen, wo er wegen Mangels an Zeugen noch glücklich mit den Kosten davon kam. Später, als er sich überzeugt hatte, daß ich nur meine Pflicht that, war er voll von Respekt und Gefälligk it. Kam ich im Dunkeln zu ihm, so begleitete er mich mit der Laterne bis auf die Landstraße und so oft ich mein Pferd an seine Thüre festband, bat er mich, ein wenig auszuruhen und „mein Pferdchen so lang in den Stall zu werfen."

ihnen vorlog, stellte die Herren zufrieden. Als ich mich denn endlich überzeugte, daß ich weder zu Pferd noch zu Fuß der unerbittlichen Instruktion genug thun konnte und nur das Schwarz auf Weiß die Entscheidung lieferte, gab ich mich ebenfalls an's Lügen. Ich kam auf einfache Weise schon durch mein Pferd dazu. Mit Hülfe desselben (ich habe schon in einem einzelnen Falle vor lauter Langeweile drei Stunden in drei Viertelstunden zurückgelegt) erreichte ich manche Brennerei weit schneller, als zu Fuß, und ich ließ das Thier laufen, wo ich konnte, weil es mir natürlich in der Seele zuwider sein mußte, öde, langweilige, hundert und tausend Mal begangene Wege im Krebsschritte zurückzulegen. Durch diese schnelle Bereisung meines Bezirkes kam ich aber mit meinem Tagebuch in Kollision. Das Tagebuch mußte seine zehn Dienststunden haben und ich machte mein Tagewerk in der Regel in fünf bis sechs Stunden ab, konnte aber dann doch nicht des bloßen Tagebuchs wegen eine neue Reise antreten. Um die Differenz auszugleichen, mußte ich also bei meinen Ein-

tragungen eine spätere Stunde angeben, als diejenige war, in welcher ich die Brennereien revidirte. Ritt ich z. B. um 7 Uhr ab und erreichte eine drei Stunden entlegene Brennerei um $8^{1}/_{2}$ Uhr, so hieß es in der Eintragung: um 10 Uhr die Brennerei revidirt. Natürlich mußte dabei mitunter auch der Zustand des Betriebs anders angegeben werden, als er augenblicklich gefunden war, und so zog ein Falsum das andre nach sich und gewöhnte die eine Lüge an die andre. Sehen Sie, meine Herren, das ist Ihr „Staatsdienst", das ist Ihr Beamtenleben!

Die Lüge diente mir übrigens nur zur Aushülfe, nicht zum Ersatz der Dienstleistungen. Ich that immer noch was ich konnte, um mir selbst genug zu thun. Wenn ich an diese Zeiten zurückdenke, so läuft mir noch jetzt die Galle über. Ich bin auf den unwegsamen Bergen meines Bezirkes mehrere Male in der augenscheinlichsten Gefahr gewesen, mit meinem Pferde den Hals zu brechen oder im Schnee zu versinken; ich opferte meine Gesundheit und mein Geld; ich langweilte mich bis zum

Ekel; ich wandte mit Widerstreben meiner innersten Natur Kniffe und Lügen an; ich kämpfte Jahre lang mit den kleinlichsten Erbärmlichkeiten und Quälereien — und das Alles wofür? Verkennung und bureaukratische Flegeleien waren mein Lohn! Und wie kam ich zu meiner unverantwortlichen Ausdauer in so empörenden Verhältnissen? Durch meine Dummheit, welche mir einredete, daß ich die betretene Laufbahn nicht wieder verlassen dürfe, und die übernommenen Pflichten zu erfüllen in der übrigen Welt keine Gelegenheit mehr finden werde! Gewissenhaftigkeit ist eine schöne Sache, aber wenn sie den Menschen zum Dummkopf macht, so mag sie der Teufel holen. Der Hauptfehler der teutschen Natur liegt darin, daß sie Dummheit nicht von Gewissenhaftigkeit zu unterscheiden weiß. Hätte ich nicht an diesem Fehler laborirt, so würde ich mich ohne Weiteres für die zugedachten Ehren bedankt und meine Kräfte anderwärts versucht haben, statt Geld und Zeit in gutmüthigem Vertrauen den Launen einer unmenschlichen Bureaukratie zu opfern.

Die dienstlichen Lügen führen mich auf die Mittel,

sie zu entdecken. Dieß Geschäft bildet in der Steuerverwaltung, welche vom Beginn ab Alles an Mißtrauen und Lügen gewöhnt, eine Hauptfunktion der „Vorgesetzten“. Selbst „mit allen Hunden gehetzt“, machen sie von sich Schlußfolgerungen auf die Handlungsweise ihrer Untergebenen und suchen ihre Auszeichnung in der Entdeckung und Bestrafung von Sünden, in welchen sie selbst vielleicht die größte Virtuosität besessen haben. Dieses Lauern und Fahnden der „Vorgesetzten“ auf die Untergebenen führt in einen wahren Pful von moralischem Schmutz und von Niederträchtigkeit. Der Dirigent des Hauptamts, zu welchem mein Bezirk gehörte, war ein wahrer Meister in der Kunst, die Untergebenen in Untersuchungen zu bringen. Ein ekelhafterer Judas, als dieser Mensch (er soll früher ein gouvernementaler Spion gewesen sein), ist mir im amtlichen Leben nicht vorgekommen. Er war die Freundlichkeit selbst, drückte Jedem die Hand, küßte sogar seine Untergebenen und hinterher fing und denunzirte er sie. Er reis'te mitunter von Elberfeld nach Westphalen, um auf diesem

Umweg unerwartet die entferntesten Orte unseres Bezirkes überfallen und sich aus den Betriebsnachweisungen der Brennereien überzeugen zu können, ob ich und mein Kollege ihren Dienst vernachläßigt hatten. Einst überfiel er plötzlich einen Barrierenempfänger, welcher an diesen Besuch gar nicht gedacht hatte, und ließ sich sofort die ledernen Ballen vorzeigen, auf welchen die Schwärze zum Stempeln der Chausseezettel abgerieben wurde. „Woher wußten Sie," fragte er den erstaunten Empfänger, „daß ich heute hierher kommen würde?" Er schloß dieß nämlich daraus, daß die Ballen zufällig mit frischer Schwärze bestrichen waren, ein Geschäft, auf dessen Verrichtung der hohe Vorgesetzte mit unnachsichtiger Strenge zu halten pflegte. Welche Pfiffe! Das ist Staatsdienst! Derselbe hohe Vorgesetzte kam auf die Vermuthung, daß in unsern Tagebüchern mitunter eine fingirte Nachweisung über Chausseekontrole (Revision der Barrierezettel und Frachtbriefe zu den Waarenladungen) unterlaufen könne. Um uns ein solches Hülfsmittel zur künstlichen Vermehrung der Dienststunden

abzuschneiden, erließ er eine Verfügung, daß wir im Tagebuch nicht nur die auf der Chaussee angetroffenen Fuhrleute, sondern auch die Nummersteine angeben sollten, in deren Nähe wir die Fuhrleute angehalten hatten. Es fehlte nur, daß er noch ein Portrait der Fuhrleute und eine Zeichnung der umliegenden Landschaft verlangte. Und mit solchem in's Gesicht geworfenen Mißtrauen, mit solchen Fußtritten, die man dem Ehrgefühl der Beamten gibt, glauben die bureaukratischen Herren dem Staat einen unersetzlichen Dienst zu leisten! Solches Herumtrampeln auf den Seelen der Untergebenen bahnt den Herren den Weg zur Gunst der höheren Bureaukraten, die wieder auf ihnen herumtrampeln. Erst schafft man Stellungen, in denen ein ehrlicher Mann nicht ausharren kann, und dann sucht man seine Auszeichnung darin, die Fehlenden zu fangen und unglücklich zu machen. Wie bei den Kannibalen die Zahl der Zähne und skalpirten Zöpfe von erlegten Feinden, so besteht bei den Bureaukraten die Auszeichnung in der Zahl der gemarterten Seelen von hülflosen Untergebenen.

Ueber besagten Judas hatte ich persönlich mich nicht zu beklagen. Er hatte mich wunderbarer Weise in Affektion genommen und berichtete, wo er es wagen durfte, ziemlich zu meinen Gunsten. Einmal hielt er sich sogar acht Tage lang in meinem öden Bezirk auf, um mich zu studiren und mein Treiben zu beobachten. Die Frucht dieses Studiums war eine günstige Meinung über meine Person, was ich, wenn es sich hier nicht um bloß amtliche Dinge handelte, als ein schlechtes Zeugniß für mich ansehen müßte. Seine günstige Meinung schien aber höher hinauf nicht Wurzel fassen zu wollen. Der Herr Provinzialsteuerdirektor und seine Departementsräthe, welche, um Stoff für ihre Reiseberichte zu haben, nach jedem Haar griffen, das sie einem Beamten ausfallen sahen, wußten immer noch einen Grund zum Tadel oder zur Abweisung meiner Gesuche herauszufinden. Fanden sie keinen dienstlichen, so bot sich ein außerordentlicher dar, denn des außerdienstlichen Lebens des Beamten bemächtigt sich die bevormundende Kontrole nicht minder, als des dienstlichen. Dabei kam

ihnen ein Mensch trefflich zu Statten, der mich an einen kurzen Rückblick auf mein außerdienstliches Verhältniß zum Publikum erinnert.

Mein „Stationsort" war ein Städtchen von etwa 1000 Einwohnern; die Kleinstädterei und Philisterhaftigkeit hatte also dort, wie sich von selbst versteht, ihr Wort mitzusprechen. Es fanden sich zwar auch mehrere sehr achtungswerthe und gebildete Familien in dem Städtchen, mit welchen ich und die Meinigen freundschaftlichen Umgang pflogen; aber dieser Umgang sicherte mich nicht, da mir der Bürgermeister als Haupt der Philister gegenüberder stand, in der That unermüdlichste amtliche Hetzhund und die schamloseste, niedrigste Denunziantenseele, welche mir jemals vor Augen gekommen ist. Er war in der ganzen Gegend eben so gefürchtet, wie verachtet, weil er Allem, was ihm feindlich entgegentrat, Etwas „anzuhängen" wußte; sogar die Honoratioren des Orts fürchteten ihn und fanden erst nach langer Zeit den Muth, auf seine Absetzung anzutragen. Er stand in beständiger Korrespondenz bald mit der Regierung, bald mit

dem Oberpräsidenten, bald mit dem Ministerium, kurz er trug den Schmutz seiner unermüdlichen Spürereien in die höchsten wie die niedrigsten Winkel des Staatsgebäudes hinein. Die Feindschaft dieses Menschen zog ich mir zunächst durch einen sehr komischen Vorfall zu. Das Städtchen unterhielt einen Nachtwächter, der bei Nacht auf einem ellenlangen Horn ein solches Gebrüll erhob, daß ich in den ersten Wochen oder Monaten, so lang mein Trommelfell sich nicht an die schreckliche Musik gewöhnt hatte, nicht eine einzige Nacht ruhig schlafen konnte. Und doch bedurfte ich der Ruhe sehr, um mich von meinen ermüdenden Märschen erholen zu können. Als einst nach Mitternacht der Nachtwächter vor meiner Wohnung, wo er einen Stationspunkt hatte, seine Lunge auf eine ungewöhnliche Weise anstrengte, sprang ich im Aerger auf und feuerte einen blinden Pistolenschuß zum Fenster hinaus, um den Ruhestörer zu erschrecken und ihn durch die angedeutete Möglichkeit eines scharfen Schusses von künftigem Lärmmachen abzuhalten. Am andern Morgen, als kaum der Tag

angebrochen war, begann schon die Untersuchung. Während jeder Unbefangene über den Spaß lachte, behandelte ihn der Bürgermeistereiverwalter als ein Kriminalverbrechen. Er gab sich das Ansehen, als glaube er an einen Mordversuch, verhörte die ganze Nachbarschaft, schrieb einen dicken Acktenstoß voll, dem ein spezieller Situationsplan beigefügt war, und sandte ihn dem Oberprokurator ein, um mich in allem Ernst vor die Assisen zu bringen. Zu dieser Malice war der Mann gebracht worden, als ich einige Zeit vorher einen humoristischen Aufsatz über den Nachtwächterlärm, unter der Aufschrift „Nachtgedanken", in das Lokalblatt hatte einrücken lassen und eine fulminante Entgegnung des Bürgermeistereiverwalters, der sich gelegentlich auch auf die Schriftstellerei warf, von der Zensur zurückgewiesen wurde. Nun war es um mich geschehen. Ich hatte jetzt den schriftstellernden Ortsvorstand, den Nachtwächter und das ganze Philisterkorps gegen mich. Die Angelegenheit wurde so ernst betrieben, daß der Bürgermeistereiverwalter sogar eine Stimmliste bei der Bürgerschaft

umhergehen ließ, um zu konstatiren, daß die öffentliche Meinung für die Beibehaltung des Nachtwächterhorns sei, auf dessen Abschaffung der naseweise Steueraufseher angetragen hatte. Die Entscheidung fiel gegen mich aus und das Horn wurde beibehalten, was dessen Träger von nun an mit verstärktem Tone meinen gemarterten Ohren bemerklich machte.

Der Antrag auf eine Kriminaluntersuchung wies der Oberprokurator natürlich zurück, obschon als Beweis meiner mörderischen Absicht sogar eine von mir herrührende „Grabschrift auf einen Nachtwächter" den Untersuchungsakten beigefügt war. Jetzt aber brachte mein Gegner die Sache bei meinen Vorgesetzten zur Sprache und bei denen fand er, wie sich von selbst versteht, Gehör, d. h. man bereicherte mit dem lächerlichen Handel meine Personalakten. Das merkte sich der schreibselige Bürgermeistereiverwalter und von nun an machte er es sich zum Geschäft, Alles, was von dem Provinzialsteuerdirektor günstig d. h. ungünstig aufgenommen werden konnte, in meine Personalakten zu bringen.

Bald hatte ich einen hohen Beamten herausgefordert (einen Wegebauinspektor nämlich, von dem ich, als eine untergeordnete Kreatur, ohne alle Veranlassung auf die übermüthigste und empfindlichste Weise war beleidigt worden), bald hatte ich ein Mädchen geküßt, bald sollte ich mit dem vornehmsten Fräulein des Orts „sponsiren", bald hatte ich Karten gespielt, bald ein Gedicht gegen die Pietisten drucken lassen, bald mir beim Bürgermeistereiverwalter das Grüßen verbeten, weil ich nicht in den Verdacht gerathen wolle, als stehe ich mit einem solchen Menschen in freundlicher Beziehung, bald hatte ich einen Witz über den heiligen Geist gemacht — kurz Alles und Jedes, was ich that und nicht that, nährte den Groll des Bürgermeisters und wurde dann in meinen Personalakten abgelagert. Ich konnte kaum ausspucken, so stand der Bürgermeistereiverwalter schon mit einem Bogen Papier bei der Hand, um diesen amtlichen Spucknapf meinen hohen Vorgesetzten zur „Kenntnißnahme" und Untersuchung zu präsentiren. Und meine edlen Vorgesetzten, statt solche gemeine Anträgereien über solche Lächerlich-

keiten zurückzuweisen, nahmen sie stets mit Begierde auf; ließen jedes Mal eine lange, lange Untersuchung veranstalten und richteten eben so lange, feierliche Ermahnungen an den unruhigen Steueraufseher, der sein amtliches Ansehen so wenig zu wahren wußte, daß alle achtbaren Leute ihn respektirten und alle Lumpen ihn haßten. Kam auch weiter nichts bei solchen Untersuchungen heraus, so erhielt man dadurch wenigstens Stoff, bei „vorkommenden Gelegenheiten“ auf frühere Dinge zurückzugreifen und die Bewilligung von Gesuchen wie bei einem Schuljungen an die lächerliche Bedingung einer vorherigen Besserung zu knüpfen. Ein Hauptkunstgriff der bureaukratischen Praxis besteht nämlich darin, möglichst viel Ungünstiges in den Personalakten anzuhäufen und bei jedem Anlaß mit hartnäckigster Gedächtnißtreue immer wieder auf die papierenen Zeugnisse zurückzukommen, so daß der Beamte, er mag sonst sein oder werden wie er wolle, mit Hülfe seiner Personalakten beständig gekränkt, gedemüthigt und in seinen Aussichten beschränkt werden kann, wenn er keine persona grata

ist. Die Personalakten sind das Arsenal der bureaukratischen Gewalt über die Untergebenen und sie haben, wie ich einst in einer Vorstellung an den Provinzialsteuerdirektor bemerkte, die Aehnlichkeit mit den Cylinderuhren, daß die dünnsten für die besten gelten. Die meinigen waren durch die Anträgereien des Bürgermeistereiverwalters, die jedesmaligen Untersuchungsverhandlungen und meine zahlreichen Vorstellungen so angeschwollen, daß, wenn ich nach dem Maßstab ihrer Dicke meine Aussichten maß, ich auf alle Zukunft verzichten konnte. Schickte ich ein günstiges Attest ein, um die Wirkung der ewigen Anschwärzungen zu paralysiren, so sandte man es mir zurück, es paßte nicht in das Arsenal.

Man könnte glauben, ich sei hier in meinem Interesse parteiisch oder ich täusche mich über die Anstößigkeit meines Benehmens. Um den Gegenbeweis zu liefern, schreibe ich die Zeugnisse ab, die ich mir zur Rehabilitirung meiner Persönlichkeit von dem Bürgermeister zu Kleve, wo ich als Supernumerar ein Kommissorium verwaltet, und von

dem Landrath zu Gummersbach, wo ich so viele Beamtenleiden zu erdulden hatte, nachträglich geben ließ. Das erstere Zeugniß lautet: „Ich kenne den u. s. w. Heinzen seit vielen Jahren, von seiner Jugend an, und zwar, was seine Bildung und vielfachen Kenntnisse anbelangt, nur von einer rühmlichen Seite; sein Charakter verrieth stets Festigkeit und Offenheit; was sein Benehmen betrifft, so hat er sich seit Jahren als ein gesetzter, gesitteter und gebildeter Mann betragen." Das zweite Zeugniß, von einem der gebildetsten, geistreichsten und rechtschaffensten Beamten ausgestellt, die ich kennen gelernt habe, spricht sich also aus: „Herr K. Heinzen ist in den Jahren 1836 bis 1839 zu Gummersbach als Steueraufseher in Funktion gewesen und hat sich während dieser Zeit durch seine Führung die Achtung seiner Mitbürger erworben. Indem ich dieß Zeugniß der Wahrheit gemäß ertheile, wünsche ich, daß Herr Heinzen, welcher den Steuerdienst verlassen hat, um eine andere Laufbahn zu betreten, eine seinen ausgezeichneten Talenten und Fähigkeiten entsprechende Stellung finden möge." Da ich einmal

am Abschreiben von Zeugnissen bin, schließe ich auch noch dasjenige der Direktion der Rheinischen Eisenbahngesellschaft an, bei welcher ich nach meinem Austritt aus dem Steuerdienste eine Anstellung fand. Es heißt in demselben u. A.: „Wir sind dem Herrn Heinzen das Zeugniß schuldig, daß er sich durch seine allgemeine wissenschaftliche Bildung sowohl, wie durch praktische Geschäftskenntniß und Gewandtheit unsre besondre Zufriedenheit erworben hat. Da Herr H. außerdem sowohl in als außer dem Dienst sich stets durch ein anständiges und sittliches Verhalten ausgezeichnet hat, so erkennen wir es als eine angenehme Pflicht, ihn hiermit in allen Beziehungen bestens zu empfehlen.“ Eine nicht minder günstige Beurtheilung fand ich bei der Direktion der Aachener Feuerversicherungsgesellschaft, welche mir später eine einträglichere Stellung anbot, und die ich vor der Herausgabe der „preußischen Bureaukratie“ wieder verließ, um mich fortan ausschließlich und ungestört der Schriftstellerei zu ergeben.

Man wird mir nicht zumuthen, daß ich diese Zeugnisse aus einer andern Absicht mittheile, als

um zu zeigen, wie ein Mensch von der Bureaukratie herabgesetzt und maltraitirt werden kann, der anderwärts die beste Beurtheilung und Behandlung findet. Liegt also die Schuld am Menschen oder an der Bureaukratie? Wäre ich ein amtlicher Wischlappen, wäre ich eine Schmeichler- oder Sklavenseele gewesen, die Bureaukratie hätte mich anders behandelt. Ich gebe zu, daß ich in Gummersbach mich nicht so viel genirt habe, als man es von einem so niedrig gestellten Beamten, der auch auf Philister ängstlichere Rücksichten nehmen soll, verlangen konnte; aber schon die verzweifelte Lage, in welcher man mich verkommen lassen zu wollen schien, forderte die Schnellkraft meines Geistes heraus, mitunter einen Sprung zu thun, um die Misere des Lebens wieder unter sich zu bringen. Ueberdieß waren die Verstöße, die man mir vorwarf, so geringfügig, daß eben eine bureaukratische Kleinigkeitskrämerei dazu gehörte, um nur Notiz davon zu nehmen. Ich hebe diesen Punkt besonders heraus, weil er später sogar durch Se. Majestät bei einer Gelegenheit zur Sprache kommt, wo es

sich um die Frage handelt, ob ein unterdrückter Beamter in Preußen Gerechtigkeit finden könne, oder nicht.

Nachdem ich in der geschilderten Lage drei Jahre ausgehalten hatte, fand sich eine Gelegenheit, mich in derselben Eigenschaft nach Elberfeld zu versetzen. *) Die Versetzung war zugleich mit einer Gehaltserhöhung von jährlich — 10 Thlrn. verbunden. Eine solche Erhöhung hat zur Folge, daß dem Versetzten nur die Hälfte der Reisekosten erstattet wird. Man gab mir also für das Jahr 10 Thlr. mehr und ließ mich dafür das Dreifache an Reisegeld ausgeben. Mit solchen Kleinigkeiten erholt sich die bureaukratische Gewalt auch finanziell an Kleinen, während sie den Großen das Geld haufenweise zuwirft. Wenn ein Provinzialsteuerdirektor Geld nöthig hat, so macht er eine sogenannte Dienstreise, liquidirt die Kosten für vier Extrapost-

*) Wahrscheinlich hatte ich diese Erlösung einer scheinbar gegen mich gerichteten Demonstration eines Freundes zu verdanken.

pferde, reiſ't aber mit dem Dampfſchiff, und wenn er nach einigen Tagen zurückkehrt, ſo läßt er ſich ein paar hundert Thlr. für die erlittene Erholung auszahlen. Wie mit den Reiſegeldern, verhält es ſich auch mit andern Zuſchüſſen. Ein Provinzialſteuerdirektor erhält außer ſeiner hohen Gage jährlich eine Gratifikation von ein paar tauſend Thalern; ein Steueraufſeher erhält vielleicht 10—20 Thlr., und doch kann es ſich treffen, daß ein Steueraufſeher ſich mehr angeſtrengt und mehr wirkliches Verdienſt hat, als ein Provinzialſteuerdirektor. Eure Gegenſätze, ihr „Sozialiſten“, zwiſchen Proletariern und Kapitaliſten wiederholen ſich im amtlichen Leben auf weit empörendere Weiſe, als im bürgerlichen.

Die Verſetzung nach Elberfeld erlöſ'te mich zwar aus meinem Sibirien, ſie ſchob aber die Erfüllung meiner ſonſtigen Wünſche wieder in eine um ſo längere Zukunft hinaus. Auch erregte ſie mir finanzielle Bedenklichkeiten, da das kleine Vermögen, womit ich den Staat ſo lang unterſtützt hatte, auf die Neige zu gehen begann und das koſtſpielige

Leben in Elberfeld größere Zuschüsse erforderte. Ich suchte daher ungesäumt eine neue Versetzung nach und zwar eine Versetzung in die Bureau's des Provinzialsteuerdirektors. Einige Stellen aus meinem Gesuch, womit ich es auf ein So oder So wollte ankommen lassen, mögen Zeugniß von den Stimmungen und der Lage geben, in welche man mich gebracht hatte:

„Steueraufseher! Ja, ich bin jetzt über drei Jahre Steueraufseher, ich habe ihm sechs Jahre und drei Monate meiner besten Zeit, ich habe ihm meine Laune, ich habe ihm mein Vermögen geopfert und ich bin noch immer Steueraufseher. Seit drei Jahren bin ich auf den Beinen, seit drei Jahren habe ich mich bestrebt, auf das Papier zu kommen, aber ich bin noch immer Steueraufseher und noch immer lebe ich von meinen Beinen. Ahasverus, warum bist du nicht Steueraufseher geworden? Selbst die Verfügung, welche mir meine hiesigen Dienstverrichtungen anweis't, hat wieder nur meine vielerprobten und vielermüdeten Beine im Auge, denn sie sagt, weil ich noch rüstig sei, solle ich

vorzugsweise den äußern Bezirk kontroliren. Mein Gott! Bin ich denn von oben bis unten nichts als Bein? Muß ich denn durchaus am unrechten Orte zeigen, daß ich auch einen Kopf habe? Ich kenne so Viele, deren Beine schlecht sind, deren Beine aber doch noch besser sind, als ihr Kopf, und deren Kopf doch noch besser ist, als ihr Charakter. Und sie sind mir weit, weit vorgekommen, sie fahren gleichsam im Dampfwagen, während ich noch immer im Lastkarren keuche. Soll ich exemplifiziren? Nein, so wenig als denunziren. Aber ist es drum weniger wahr? Und ist es drum weniger wahr, daß Jenen der Wurm in der Wurzel steckt, während mir nichts vorgehalten werden kann, als daß es bei mir in der Krone etwas unruhig gewesen, daß darin der Sturm der Phantasie gerauscht, die Nachtigall der Poesie geflötet, die Turteltaube der Liebe genistet und daß oben drüber und unten drunter die Raben der Verläumdung gekrächzt und die Eulen der Anträgerei geschrieen haben? Wenn ich mich doch nur über Alles aussprechen dürfte! Aber es fehlt mir, wie sehr ich

auch gepreßt werde, die erforderliche Preßfreiheit und ich fürchte, daß ohnehin aus der poetischen Ader meines Schreibfingers schon zu viel Blut in mein amtliches Dintenfaß geflossen ist. Kann ich dafür? Ich bin so lang und so tief in die Form des Steueraufsehers gepreßt worden, daß die Form endlich gesprungen und der Mensch aus den Ritzen herausgequetscht ist. Aus dem Prokrustesbette beginnen die Planken herauszufallen."

„Doch, ich bin in Gefahr, zu viel zu sagen. Ich unbedeutende, ungenannte Person habe noch nichts aufzuweisen, worauf ich mich berufen könnte. Der Staat ist eine Bank, welcher jeder Staatsbürger das Recht hat, sein geistiges und moralisches Kapital in's Geschäft zu geben, um seinen Theil an der Dividende zu beziehen. Wo aber ist mein Kapital? Wenn die Bank meine Wechsel nicht acceptiren will, bis ich alle meine baaren Fonds eingezogen und aufgewiesen habe, kann ich mich darüber beschweren? Mit nichten. Aber wiederum die Frage: woher rührt der Kredit so vieler Andern, gegen die ich ein Kapitalist bin? Warum

beziehen sie 50 %, während ich mich mit 1 % begnügen muß? Verstehen sie die Kunst, reich zu scheinen, während ich das Verdienst hatte, arm zu scheinen? Ist es ein Vergehen, daß ich nicht zu den dienstlichen Plusmachern gehöre, die das innere minus durch das äußere plus zu ersetzen verstehen? Und warum wird mir, wenn ich mein baares Geld einzahlen will, die Kasse verschlossen, während Andere mit jedem Pfennig, den sie freilich mit einem prunkenden Lieferzettel einreichen, zugelassen werden? Wenn Latein in meine Bittschrift paßte, würde ich den Juvenal zitiren u. s. w."

„Ich würde längst aus dem Dienst der Steuerverwaltung ausgeschieden sein, wenn es bloß meine Person wäre, für deren Existenz ich zu sorgen habe u. s. w."

„Seit 14 Tagen habe ich wegen der Krankheit des auf dem Hauptamt beschäftigt gewesenen Steueraufsehers J. das Glück gehabt, an dessen Stelle schriftliche Arbeiten verrichten zu können. Ich habe Linien gezogen, Register aufaddirt, ich habe abgeschrieben für drei Mann. Das waren unerquick-

liche Arbeiten, aber ich habe sie mit wahrer Wonne verrichtet, mit wahrem Heißhunger habe ich die Konzepte zusammengesucht, die ich abzuschreiben hatte, denn es waren doch schriftliche Arbeiten, ich konnte doch die verwünschten starken Beine ruhen lassen und die Feder in Bewegung setzen u. s. w."

„Mit meiner Beschäftigung als Steueraufseher kann ich mich unmöglich mehr befreunden, eben so wenig, als ich länger leben kann an einem Ort, in welchem ich, wie sonnenklar am Tage liegt, auch beim sparsamsten Leben mindestens eben so viel aus eigenen Mitteln zusetzen muß, als ich vom Staat beziehe. Es scheint mir eine sehr unbillige Zumuthung zu sein, daß ein Staatsbeamter sich arm machen müsse, um seine Stellung zu behaupten, und daß er im Leben Bankerott mache, um im Amt den Kredit nicht zu verlieren."

Auf diese Vorstellung, die nach subalternen Begriffen etwas Unerhörtes war, erhielt ich folgenden Bescheid: „Auf die Eingabe vom 3. d. M. erwiedere ich Ihnen, daß eine Gelegenheit nicht vorhanden ist, Sie auf dem Provinzialsteuerdirektorat

zu beschäftigen, und überhaupt von einer Beför-
derung, resp. Uebertragung eines andren Amtes,
erst dann die Rede sein kann, wenn Sie längere
Zeit hindurch nicht allein in dienstlicher sondern
auch in außerdienstlicher Beziehung sich die völlige
Zufriedenheit des Herrn Hauptamtsdirigenten er-
worben haben. Ich weise denselben heute an, nach
Ablauf dreier Monate pflichtmäßig über Ihre Lei-
stungen zu berichten und wird es von den Aeuße-
rungen desselben abhangen, ob und wie weit Ihren
Wünschen willfahrt werden kann. Uebrigens haben
Sie fernerhin alle derartigen Eingaben, den Be-
stimmungen der Dienstinstruktion gemäß, Ihren un-
mittelbaren Vorgesetzten, welche mir solche vorle-
gen werden, zu übergeben, und dieselben nicht mit
Redensarten, Vergleichungen und Schilderungen
anzufüllen, die zur Sache nicht gehören und sonst
unpassend erscheinen."

Man sieht, ich hatte wieder die Schranken des
Kanzleistyls und der Kanzleigesinnung durchbro-
chen; so viel hatte mein Styl aber wenigstens be-
wirkt, daß ich nach drei Monaten wieder eine

Erlösung hoffen durfte. Sie erfolgte wirklich, denn — die „Aeußerung des Herrn Hauptamtsdirigenten", der mich nun unmittelbar unter Augen hatte, war günstig ausgefallen. Ich wurde, noch immer als Steueraufseher und mit 250 Thlr. Gehalt, an das Hauptsteueramt für „ausländische Gegenstände" (Zollabfertigungen) zu Köln versetzt Dort beschäftigte man mich mit Revision der Waaren, Kontrolirung der Zuckersiedereien und nebenbei mit Abschreiben. Dieses Abschreiben führte nach langer Ruhe wieder eine Kollision herbei. Der Vorsteher der Kanzlei nämlich, ein Assistent, der keinen sonderlichen Geschmack an meinem Wesen zu finden schien, muthete mir, um mich zu chikaniren, außer dem Abschreiben auch das Kouvertiren der Briefe und das Adresseschreiben zu. Der Mann gehörte zu jenen amtlichen Muckern, welche die Hand, womit sie einen Gegner kneifen wollen, geschickt mit einem Aktenstücke zu bedecken wissen, so daß der Gekniffene, wenn er sich beschwert, in Kollision mit den Akten und dem Amte kommen muß. Ich kam dem Kneifen zuvor, indem ich mich

weigerte, eine Arbeit zu verrichten, die ich bis dahin nur von Amtsdienern hatte ausführen sehen. Der Mucker beschwerte sich darauf beim Oberinspektor und dieser, obgleich der gescheidteste Steuerbeamte, den ich in der ganzen Provinz kennen gelernt habe, *) beging die bureaukratische Schwachheit, in meiner Weigerung eine gefährliche Selbstüberhebung oder Insubordination zu erblicken und mich durch einen besondern, schriftlichen Befehl zur Anfertigung des streitigen Kouverts anzuweisen. Ich bat ihn, er möge „das Schiff meiner Subordination, das ich schon durch so manche Klippen glücklich hindurchgesteuert, nicht in die Gefahr bringen, an einem bloßen Briefkouvert scheitern zu müssen", aber der gute Oberinspektor glaubte die Gefahr, welche dem Staat drohte, nicht verantworten zu können, und bestand auf seinem Befehl. Ich dagegen bestand auf meiner Weigernng, mich durch so kleinliche

*) Weil er dem Provinzialsteuerdirektor über den Kopf sah, ist er später, trotz seiner ausgezeichneten Amtsführung, in eine der untergeordnetsten Hauptamtsbezirke der Provinz versetzt worden.

Chikanen vor einem amtlichen Mucker demüthigen zu lassen. Jetzt wurde die Sache erst recht wichtig. Man trug sie dem Provinzialsteuerdirektor vor. Große Verlegenheit! Daß ich mich zu solchen Lumpereien nicht zwingen ließ, sah man voraus, auch war der Brief mit dem streitigen Kouvert wahrscheinlich nicht mehr vorhanden; einen Insubordinationsprozeß einzuleiten, dessen schien man sich denn doch zu schämen. Man fand also den Ausweg, ich sollte dem Oberinspektor eine Genugthuungserklärung schreiben, worin ich meine Weigerung als eine amtliche Sünde anerkenne. Ich stellte die Erklärung so bedingt, daß man nicht damit zufrieden war, da ich mich aber zu nichts Weiterem bringen ließ, mußte man sich beruhigen, nachdem der Provinzialsteuerdirektor eine zwei Seiten lange Ermahnung über die Wichtigkeit der Sache und die Gefahren eines falschen Ehrgefühls an mich erlassen hatte. Der Streit hatte übrigens die gute Folge, daß man mich kurze Zeit nachher, wahrscheinlich um dem beleidigten Oberinspektor den widerspänstigen Untergebenen aus den Augen zu

rücken, in die Bureau's der Provinzialsteuerdirektion versetzte.

Mein so lang und vergebens gehegter Wunsch war also endlich erfüllt, erfüllt durch ein Briefkouvert. Ich sollte also endlich in die Hallen des Heiligthums eintreten, zu dem meine andächtigen Blicke so oft hinaufgeschaut hatten. Endlich hoffte ich die Gelegenheit zu finden, welche entscheiden sollte, ob ich mehr leisten könne, als meinen Namen in die Betriebsnachweisungen der Brennereien schreiben und den Fuhrleuten auf der Landstraße die Chausseezettel abfordern. Aber ich hatte mich abermals getäuscht. Als ich bei meiner Introduktion dem Hohenpriester des Heiligthums, dem Provinzialsteuerdirektor, meine Aufwartung machte, überraschte mich der Mann mit folgender Botschaft: „Sie werden in der Rechnungskontrole beschäftigt werden; ich will sehen, ob Sie im Stande sind, Ihren poetischen Geist unter Zahlen zu erdrücken." Ich erwiderte ihm, wenn es darauf ankomme, zu zeigen, daß ich den „poetischen Geist" einer meiner Natur nicht zusagenden Beschäftigung zu lieb ver-

Bayerische Staatsbibliothek München

leugnen könne, so habe ich von dieser Fähigkeit schon hinlängliche Proben abgelegt; was das „erdrücken" betreffe, so stehe ich nicht für das Gelingen des Versuchs ein, denn der „Geist" eines Menschen sei der Mensch selbst und — genug ich nahm meinen Platz in einem Bureau der Rechnungskontrole ein und zwar mit allem nur möglichen guten Willen, meiner Natur zum Trotz zu thun, was sich irgend thun ließ. Ich hatte erwartet, daß man mich einem Departementsrath als Gehülfen beigeben, daß man mir Berichte, Prozesse und dergleichen zu bearbeiten — worin ich schon als Supernumerar einige Fertigkeit erlangt hatte —, kurz daß man mir Gelegenheit zur Uebung meiner Feder geben werde. Und nun warf man mich in ein Meer, in eine wahre Sahara von Zahlen! Ich mußte addiren, subtrahiren, multiplizíren, dividiren, ich mußte Zahlen abschreiben und zusammenstellen, verwirren und entwirren, daß es mir dreherig im Kopf wurde. In der That fühlte ich mitunter meinen Verstand, wenn auch noch nicht verscheiden, doch wenigstens still stehen, und ich hatte längere

Pausen nöthig, um ihn wieder in Gang zu bringen. Zahlen sind nach meiner Ueberzeugung ein Mittel, einen Menschen, der nicht durchaus für sie geschaffen ist, in's Narrenhaus zu bringen. Wollte man mich in's Narrenhaus bringen? Ich will keinen ungerechten Verdacht aussprechen, aber auffallend ist es immer, wenn einem Menschen, der sich als „gerecht in vielen Sätteln“ zeigt, gerade diejenige Beschäftigung angewiesen wird, zu welcher er am wenigsten gemacht ist.

Meine einzige Beschäftigung neben dem „Zahlenfressen“ bestand im Kollationiren. Ein Theil der Korrespondenz ging vor der Absendung durch meine Hände, damit ich die Abschriften mit den Konzepten vergliche und die Fehler korrigirte. Diese Beschäftigung war mir als Abwechselung eine wahre Wonne. Ich war schon so hart gewöhnt, daß ich mich glücklich geschätzt hätte, wenn ich den ganzen Tag hätte kollationiren können. Auch hatte diese Beschäftigung noch das besondere Interesse für mich, daß ich über den Umfang der ganzen

Bayerische Staatsbibliothek München

Wirksamkeit der Direktion so wie über die Leistungen der einzelnen Beamten, der Regierungsräthe u. s. w., einen Ueberblick erhielt. Ich machte darüber im Stillen meine Bemerkungen und Notizen. Namentlich hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, mit wie geringen Mitteln man einen so hohen Posten, wie den eines Provinzialsteuerdirektors, auszufüllen im Stande ist. Die Hauptthätigkeit des Herrn Direktors bestand darin, die eingehende Korrespondenz durchzusehen, diejenigen Stücke, welche einen Bericht erforderten, zum Zeichen der außerordentlichen Thätigkeit des Chefs mit einem eigenhändigen „br. m. s. c. r. an das Hauptsteueramt zu N. zum Bericht“ zu versehen, die übrigen Stücke den einzelnen Departementsräthen zur Bearbeitung zuzuschreiben, in diese Bearbeitungen später eine Menge überflüssiger Kommata hineinzukorrigiren, à la Heine z. B. Inspektion in Inspekzion umzuändern, dann mitunter eine kostspielige und einträgliche Reise in die Provinz zu machen u. s. w. u. s. w. Der Herr Direktor war ein Mensch etwa dritter Ordnung, von Verstand

Bayerische Staatsbibliothek München

eben unbedeutend und dabei von Gesinnung herzlos genug, um als Bureaukrat eine schnelle Karriere zu machen: er war ein Pedant, ein Kleinigkeitskrämer und amtlicher Narr im höchsten Grade, aber auf seinem Posten galt er „höhern Orts" für ausgezeichnet, weil er die Kunst der dienstlichen Plusmacherei und die Pfiffe der Geltendmachung verstand, mit schlafloser Strenge auf äußere Pünklichkeit des Geschäftsganges hielt und sich im eigentlichen Sinn des Worts mit fremden Federn zu schmücken wußte. Die Arbeiten seiner Räthe gingen sämmtlich unter seinem Namen und mit seinen Komma's nach Berlin, so daß man dort nicht unterscheiden konnte, was von ihm, was von andern herrührte. Außerdem ließ er das bureaukratische Getriebe mit Hülfe seiner mehr als tausend Beamten durch die schonungsloseste Hetzerei in Bewegung halten. Ob die Beamten glücklich oder unglücklich wurden, hungerten oder nicht, zu Grunde gingen oder nicht, das rührte ihn wenig, wenn nur seine bureaukratische Maschinerie hübsch im Gange blieb und auf diese Weise in Berlin dem Ehrgeiz des kleinen Direktors

diente*). Denn der Mann war durch seine schnelle Karriere im höchsten Grade eitel geworden und schien sich noch für höhere Dinge bestimmt zu halten. Seine wahre Natur legte er namentlich durch die Wahl Derer an den Tag, welchen er sein Vertrauen und seine Gunst schenkte. Ordinaire Naturen und mittelmäßige Köpfe, aber in den Pfiffen des amtlichen Lebens routinirt, durch ihre Begabung dem Verstand des Chefs nicht gefährlich, aber vermöge ihrer Bereitwilligkeit zu

*) Die Auszeichnung eines Provinzialsteuerdirektors besteht namentlich in dreierlei. Er muß es verstehen,

1. mit jedem Jahre eine höhere Steuersumme aus seiner Provinz herauszupressen, wobei natürlich das kommerzielle Interesse dem fiskalischen untergeordnet wird;

2. dies Resultat mit möglichst wenig Mitteln zu erlangen, also die Beamten rücksichtslos zu opfern und dabei in finanzieller Beziehung möglichst zu beschneiden;

3. recht hohe Aktenberge aufzuschichten und die Federn seiner Untergebenen in ununterbrochener Thätigkeit zu erhalten. Die Höhe des Verdienstes hängt nicht wenig von der Höhe der Korrespondenznummern ab, welche am Ende des Jahres das Korrespondenzjournal nachweis't. Was diese Menschen für Zeug zusammenschmieren, das ist schrecklich!

allem Möglichen brauchbare Werkzeuge seines bureaukratischen Despotismus — solche Menschen waren es, welchen der hohe Herr, dieser bureaukratische Napoleon, wofür er gern gegolten hätte, seine Gnade angedeihen ließ.

Noch fällt mir ein Zug ein, welcher einen Begriff von den Verdiensten dieses Herrn geben kann. Er hatte vor dem Hause des Regierungspräsidenten große, eiserne Laternenträger stehen sehen und war nun der Meinung, der Provinzialsteuerdirektor dürfe keine geringere Zierde vor seiner Wohnung haben. Um in den Besitz derselben zu kommen, stellte er dem Ministerium vor, daß die Bäume, welche ein gegenüberwohnender Holzhändler häufig in seinen Holzhof fahren ließ, beim Einbiegen in diesen Hof mit ihren Schwänzen die Wände des „Direktorats" verletzten; zum Schutz vor diesen Sturmböcken sei ein geeignetes Mittel die Aufstellung eiserner Kandelaber u. s. w. Dieser wichtigen Angelegenheit, auf welche das Ministerium der bedeutenden Kosten wegen nicht sogleich eingehen wollte, widmete der Herr Direktor, welcher sonst so

wenig von sich ausgehen ließ, mehrere lange eigenhändige Berichte, bis er wirklich seinen Zweck erreichte. Als man die geschmacklosen Leuchter, zu deren Placirung gar kein Raum vorhanden war, kaum aufgestellt hatte, fuhr ein Bauer einen derselben mit seinem Karren in die Straßenrinne. Das Stück hatte, so viel ich mich erinnere, gegen 200 Thaler gekostet. Ungefähr um dieselbe Zeit kam die Wittwe eines armen Steuereinnehmers, welche durch die mehrmonatliche Krankheit ihres Mannes und ihrer vier Kinder beinahe an den Bettelstab gebracht war, mit einem Gesuch um eine Unterstützung ein. Der humane Herr Direktor ließ ihr in seiner ängstlichen Sorge für das „Interesse fisci" 10 Thaler auszahlen! So ein Direktor erhält 2—3000 Thlr. Gehalt, vielleicht eben so viel für Reisekosten und dergl. und eben so viel als Gratifikation.

Bei dieser Gelegenheit darf ich eine andere charakteristische Probe von der humanen Gesinnung des Provinzialsteuerdirektors und geheimen Oberfinanzraths nicht mit Stillschweigen übergehen. Einer

der Sekretäre der Rechnungskontrole war seit einiger Zeit kränklich; er legte aber unterdessen seine fünfzehn Dienstjahre zurück, so daß er, wenn er durch die Krankheit dienstunfähig wurde, pensionirt werden mußte. Als sein vorgesetzter Rechnungsrath über seine Kränklichkeit mit dem Provinzialsteuerdirektor sprach, war dieser sehr ungehalten darüber, daß die Anzeige nicht vor Ablauf der fünfzehn Dienstjahre erfolgt sei, „man hätte dann den Erkrankten ohne Pension entlassen können!"

Nach einigen Monaten wurde ich von dem „Zahlenfressen" erlös't. Sei es, daß man es für bedenklich zu halten begann, einen Menschen meiner Art längere Zeit in die Geheimnisse des hohen „Direktorats" *) einzuweihen, sei es, daß man wirklich beabsichtigte, mich allmälig vom Steueraufseher in eine höhere Stelle einrücken zu

*) Man merke sich wohl den wichtigen Unterschied zwischen „Direktorat" und „Direktion". Das Erstere läßt den Direktor als Hauptsache hervortreten; das Letztere würde auf eine beleidigende Kollegialität mit den Departementsräthen schließen lassen.

lassen, genug, ich wurde an das kölnische Hauptsteueramt „für inländische Gegenstände" (Mahl- und Schlachtsteuer, Branntweinsteuer u. s. w.) versetzt, um dort, aber ohne Gehaltszulage, die Stelle eines abgegangenen Assistenten zu versehen. Diese Stelle war, was die Beschäftigung betrifft, die angenehmste, welche ich bis dahin bekleidet hatte. Man übertrug mir die Bearbeitung eines großen Theils der Korrespondenz; Berichte, Prozeßverhandlungen, kurz allerlei schriftliche Arbeiten, welchen Andre die mechanischen vorzogen, wurden meine Lieblingsbeschäftigung. Ich arbeitete nicht blos für meinen besondern Posten, ich arbeitete auch für den Hauptamtsdirigenten (einen windigen Parvenü und Flachkopf, aber Liebling des Provinzialsteuerdirektors), sowie für die andern höhern Beamten des Hauptamtes; kurz ich leistete mehr, als irgend ein Andrer auf meinem Posten geleistet hatte. Man erkannte dies auch an und bemerkte mir bei mehreren Gelegenheiten, daß man einen so raschen und rüstigen Aufräumer in schriftlichen Arbeiten noch nicht gesehen habe. Man wird glauben, ich sei nun auf dem

besten Wege gewesen, meine bescheidenen Wünsche erfüllt zu sehen. Weit gefehlt!

Einen ersten Anlaß zur Unzufriedenheit gab ich durch Folgendes. Ich hatte das Feld des amtlichen Glücks mit der Zeit so weit überblicken gelernt, daß ich allen Beamten-Ehrgeiz von mir abstreifte und zum Ziel meiner Wünsche nur eine bescheidene Stelle machte, welche mir neben möglichster Selbstständigkeit zugleich einige Ruhe und Zeit zu literarischen Beschäftigungen darzubieten vermögte. Als eine solche Stelle betrachtete ich die eines Steuereinnehmers in einem Landstädtchen. Die Steuereinnehmer, auf einen bestimmten Kreis von Beschäftigungen beschränkt und Bureau und Wohnung in ihrem Hause vereinigend, sind unter allen Steuerbeamten die selbstständigsten und am Wenigsten den Plackereien und Chikanen ihrer Vorgesetzten ausgesetzt; halten sie ihr Bureau und ihre Kasse in Ordnung, wozu nur Pünktlichkeit und einiger Fleiß gehört, so kann ihnen kein Mensch etwas anhaben, während die Funktionen der übrigen Beamten stets eine Handhabe zur Quälerei und Verfolgung dar-

bieten. Steuerreinnehmer in einem Rheinstädtchen mit 4—500 Thlr. Gehalt zu werden, das war damals mein einziger und höchster Wunsch geworden. Ich hatte schon früher um einen solchen Posten petitionirt, er wurde mir aber vom Provinzialsteuerdirektor unter nichtigen Vorwänden abgeschlagen. Auf dem Hauptsteueramt „für inländische Gegenstände" wiederholte ich meine Bitte, weil sich eben eine passende Vakanz in einem Städtchen an der Mosel darbot. Statt der Gewährung erfolgte ein zorniger Befehl an den Hauptamtsdirigenten, mich zu Protokoll darüber zu vernehmen, „von wem und auf welche Art ich erfahren habe, daß die Stelle in N. vakant werde?" Die bureaukratische Gemeinheit und Impertinenz dieser Antwort empörte mich, zumal da man darin die Absicht aussprach, mich zum Verräther zu machen. Ich erklärte daher u. A. Folgendes zu Protokoll: „Hätte ich über die fragliche Angelegenheit eine konfidentielle Mittheilung von einem Beamten erhalten, so würde ich hiervon entweder gar keinen Gebrauch gemacht haben, oder aber, wenn dieß einmal geschehen, mir

lieber jede Strafe zuziehen, als meine Ehre mit feigem Verrath und dem Mißbrauch eines geschenkten Vertrauens besudeln — in meinen Augen ein Vergehen, das strafbarer wäre, als Mangel an Amtsverschwiegenheit über eine vakante Einnehmerstelle. Uebrigens bin ich hier auch gar nicht in dem Falle, einen Beamten der verletzten Amtsverschwiegenheit verdächtigen zu können, da u. s. w. die Vakanz der betreffenden Stelle ein öffentliches Geheimniß ist." Meine Erklärung schloß mit folgender chikaneusen Erdichtung: „Was mir über die Vakanz in N. zunächst Gewißheit gegeben, ist eine Benachrichtigung meines Schwagers, der vor Kurzem in einem Gasthof zu Koblenz einem Diskurs von Steuerbeamten über jene Stelle zugehört hat. Wie er mir sagt, solle der Posten einen raschen und rüstigen Arbeiter erfordern und diese Mittheilung hat mir am Meisten Hoffnung gegeben, daß ich als Bewerber nicht unwillkommen sein werde." Meine Antwort konnte natürlich auf den Herrn Geheimrath keinen angenehmen Eindruck machen, zumal da er nichts darauf erwidern durfte;

aber warum setzte man sich in die Lage, sich von einem Steueraufseher sagen zu lassen, was man sich selbst hätte sagen müssen? Doch die Herren haben für Delikatessen der Ehre nicht das mindeste Gefühl und sind dabei an die sklavische Duldsamkeit ihrer Untergebenen so gewöhnt, daß sie auch auf die größte Flegelei und Gemeinheit nichts Andres erwarten, als Zeichen der Ehrfurcht und Ergebenheit.

Die erbetene Einnehmerstelle erhielt ich natürlich nicht und arbeitete daher auf meinem Assistentenposten rüstig fort. Derselbe nahm mich täglich 10 Stunden in Anspruch. Auf die Innehaltung dieser Bureaustunden wurde mit der kleinlichsten Genauigkeit gehalten, wie in einer Schule oder Fabrik. Auch dann, wenn alle Arbeit aufgeräumt war, mußte das Ende der 10 Stunden gewissenhaft abgewartet werden, der Staat hätte sonst zu Grunde gehen können. Bei dieser Dummheit stand sich Niemand schlimmer, als ich. In der Regel war ich mit meinen Arbeiten in 7—8 Stunden fertig und mußte dann der Bureaueinrichtung zu lieb 2—3 Stunden die Wände ansehen. Fast jeden Nachmittag ging ich

beim Hauptamtsdirigenten wie bei allen übrigen Beamten des Bureau's umher und fragte sie, ob sie mir nicht eine passende Arbeit überlassen könnten, weil ich nichts mehr zu thun habe. In den meisten Fällen war mir aber schon alles Vorhandene übertragen worden und ich mußte mich dann mit meinem vergeblichen Diensteifer auf die Lauer stellen, um den Ablauf der Bureaustunden abzuwarten.

Wie ärgerlich und langweilig eine solche Einrichtung war, wird sich Jeder vorstellen können, den keine bureaukratische Erziehung in ein Bureaumöbel verwandelt hat. Ich beklagte mich zwar gelegentlich privatim darüber, ertrug sie aber mit Geduld. Doch mit dieser Geduld reichte ich nicht aus; ich begann zu erkranken. So lange Zeit an eine ganz außerordentliche Bewegung gewöhnt, fühlte ich, nachdem ich mehrere Monate hindurch täglich 10 Stunden an den Bureaustuhl gefesselt worden war (auch auf der Direktion bestand diese Stundenaufsicht), meine Gesundheit leiden und wurde namentlich von Hämorrhoidalbeschwerden heimgesucht, ein Uebel, wovon ich bis dahin keine Ahnung

gehabt hatte. Mein Arzt verordnete mir u. A. häufige Bewegung und eine Badekur. Ich reichte daher ein ärztliches Attest ein und bat um ein Paar Wochen Urlaub. (Ich bemerke dabei, daß ich während meiner ganzen Dienstzeit kaum auf einige Wochen beurlaubt gewesen war.) Man verweigerte mir den Urlaub, weil das ärztliche Attest keine völlige Dienstunfähigkeit (man hätte sagen sollen: keine Todesgewißheit) bekunde. Ich ließ ein zweites Attest folgen, welches noch genauer meinen Zustand angab und auf der Nothwendigkeit eines Urlaubs zur Herstellung meiner Gesundheit durchaus bestand. Man blieb nicht blos bei der Verweigerung des Urlaubs, sondern versetzte mich auch zur Strafe für meine Erkrankung wieder als Aufseher an das Hauptsteueramt für „ausländische Gegenstände", wo man, um mir körperliche Bewegung zu machen, mich zum Postenstehen an den Stadtthoren (womit das Taschenvisitiren u. s. w. verbunden war) zu gebrauchen gedachte. Jetzt lief das Maß meiner Geduld, das schon seit so langen Jahren bis an den Rand gefüllt war, endlich über und ich forderte meinen Abschied. Doch

ich muß zur Charakterisirung des amtlichen Lebens, welche der Zweck dieser Darstellung ist, die Geschichte des gegen mich beobachteten humanen Verfahrens etwas ausführlicher erzählen und schreibe zu diesem Zweck einen Theil der Beschwerde ab, die ich nach Erlangung meines Abschieds (Oktober 1840) dem Finanzministerium einreichte:

„Seit dem ersten August war ich als Assistent auf dem Hauptsteueramt f. i. G. beschäftigt. Diese Beschäftigung sagte mir, sofern sie mit einer mir bis dahin nicht anvertrauten geistigen Thätigkeit verbunden war, ungemein zu, was ich sowohl mündlich äußerte, als auch durch die That bewies; da sie mich aber, obgleich ich meine Geschäfte durchschnittlich in höchstens 7—8 Stunden völlig abmachte, fast ununterbrochen 10 Stunden des Tags in das Bureau fesselte und ich früher fast immer ambülant gewesen war, griff der Mangel an körperlicher Bewegung meine Gesundheit an und ich war genöthigt, unter Einreichung eines ärztlichen Attestes, um eine dreiwöchentliche Frist (bis zum 1. November) zu meiner Herstellung zu bitten. Obschon dieß

das erste Mal während meiner ganzen 7½jährigen Dienstzeit war, daß ich länger, als auf ein Paar Tage, wegen Unpäßlichkeit vom Dienst dispensirt zu werden brauchte, schlug man mir doch nicht blos den zur Herstellung meiner Gesundheit erbetenen Urlaub ab, sondern man sprach auch sofort die kränkende und auf gar nichts gegründete Supposition aus, „daß mir meine Beschäftigung nicht mehr zusage oder daß ich mich derselben nicht mehr gewachsen fühle." Für diese Fälle solle ich zum Hauptsteueramt „für ausländische Gegenstände", auf dessen Etat ich stand, als Aufseher zurücktreten*). Ich reichte ein zweites Attest ein, wodurch die Nothwendigkeit, mich auf einige Zeit vom Dienst zu dispensiren, wiederholt nachgewiesen wurde, und sprach zugleich aus, daß, im Fall mir

*) Die ganze Wendung der Sache rührte von dem erwähnten Parvenü her, welcher, unfähig, ohne Aushülfe seinen Posten auszufüllen, mich nicht auf so lange Zeit entbehren wollte. Auch mogte mein Benehmen im Vergleich mit dem der übrigen Beamten nicht submiß und komplimentös genug gewesen sein.

nicht die erforderliche kurze Frist bewilligt werden könne, ich mir allerdings gefallen lassen müsse, zu dem andern Hauptamt zurücktreten, wo ich, als Aufseher bei den Waarenrevisionen oder als Assistent in den Zuckersiedereien beschäftigt, wenigstens die zur Erhaltung der Gesundheit nöthige körperliche Bewegung gehabt hatte. Es erging hierauf wirklich die Verfügung, daß ich in meine frühere Stellung zurückgeführt und zu allen Dienstverrichtungen derselben verwendet werden solle. Ich meldete mich am 22. Oktober schriftlich bei dem Oberinspektor N.*) und zeigte an, daß ich mich bis zum 1. November zum Wiederantritt des Dienstes stellen werde; früher einzutreten erlaube mir die ärztliche Vorschrift und zugleich die Verlegung meiner Wohnung nach einem entfernten Stadttheil nicht. Der Herr Oberinspektor erwiederte mir, daß ich wegen der „vorgeschützten" Unpäßlichkeit nicht so lang dispensirt werden könne und mich

*) Der nämliche, mit dem ich die Kollision wegen des Briefkouverts gehabt hatte.

sofort zu stellen, oder ein Attest über absolute Dienstunfähigkeit (Todesgewißheit) einzusenden habe, widrigenfalls „mein Ausbleiben vom Dienst im Wege des Disziplinarverfahrens verfolgt und geahndet werden würde." Zwei, meine Unpäßlichkeit ausführlich nachweisende Atteste hatte ich eingereicht und man hatte sie durch keinen Kreisphysikus widerlegen lassen; nun sollte ich auch noch ein drittes einreichen. Und diese Aufforderung schließt mit Androhung von Disziplinarverfahren, obschon mich nie eine Strafe getroffen hatte. Dies ist eben so wenig die Art, einen ehrliebenden Beamten zu behandeln, als es die Schonung ausspricht, die man einem Erkrankten schuldig ist. Der Arzt forderte, daß ich mehrere Wochen dispensirt werden solle; ich begnügte mich mit einer Woche und doch fand ich solche Begegnung. Was mich aber am Empfindlichsten berühren mußte und durch moralische Einwirkung mehr, als durch physische, meine angegriffene Gesundheit völlig zu untergraben drohte, war die Aussicht, gleich meinen ungebildetsten und zu keiner höheren Verrichtung fähigen Kollegen zum

Postendienst u. s. w. herangezogen zu werden. Alle Anzeichen ließen mich dies erwarten und ich war um so mehr berechtigt, diesen Anzeichen zu glauben, da bereits mehrere Monate vorher ein darauf hindeutender Befehl des Oberinspektors ergangen war. Damals entging ich dieser moralischen Degradation nur durch persönliche, dringendste Vorstellung beim Provinzialsteuerdirektor, und zwar erst dann, nachdem dessen durch keine Gründe zu erweichende Unerbittlichkeit mir die bittersten Thränen meines ganzen Lebens abgepreßt hatte.*) Diese Thränen, die ich mir durch Quitirung meines Postens würde erspart haben, wenn mich nicht die Rücksicht auf die Meinigen gehalten hätte, vergesse ich nie, niemals. Es sind Männer (!?), an welche diese

---

*) Indem ich die Schwachheit öffentlich eingestehe, durch einen Bureaukraten zu ohnmächtigen Thränen der Wuth und Verzweiflung gebracht worden zu sein, statt dem hohen Herrn wenigstens einen moralischen Fußtritt zu geben, wie er es verdiente, rechne ich darauf, daß mein Geständniß zur Charakterisirung der Behandlung dienen werde, welche die barbarische Bureaukratie ihren Untergebenen angedeihen läßt.

Zeilen gerichtet sind, und als solche werden sie fühlen, was es heißt, einen Mann, dem die Thränen nicht geläufig sind, so zwischen Ehrliebe und Familienliebe einzuklemmen, daß ihm die Verzweiflung an den Augen hinaus muß. Ich war 7½ Jahre Beamter, war Offizier, man nannte mich einen gebildeten Mann, bezeugte mir Achtung und nun sollte ich mit gewesenen Unteroffizieren, deren Charakteristik in den Worten „Branntwein" und „Denunziantenantheil" enthalten ist *), im Angesicht der

*) Ich bekenne, daß ich diese Klasse von Beamten, deren sklavischem Gehorsam und Mangel an Bildung ich das Fortbestehen der Uebel zuschrieb, unter denen ich mit so manchen Gebildeten zu leiden hatte, früher zu hart und ungerecht beurtheilt habe. Ihre Erziehung und ihre früheren Verhältnisse im Militär machen es erklärlich, daß diese Leute, wollen sie nicht mit ihren Familien zu Grunde gehen, sich lieber alles Mögliche gefallen lassen, als Opponenten werden, und dann in der Verzweiflung ihrer Lage mitunter zur Branntweinflasche greifen. Nichts desto weniger wird man es begreifen, wie hart es für mich sein mußte, mit diesen Beamten noch Funktionen zu theilen, die sie ganz in der Ordnung fanden, die mir aber ein Greuel waren und sein mußten.

ganzen Stadt Köln noch Posten stehen lernen! Und in diese Lage wollte man mich jetzt zum zweiten Male bringen. Familienvaterthränen hatte ich nicht mehr zu vergießen, Familienpflicht, Ehre und Stolz hatten keine weitere Konzession mehr übrig — ich dankte ab."

Der Herr Finanzminister „überzeugte sich" durch den Bericht meiner Gegner „und durch meine Personalakten", daß ich — „keine Veranlassung habe, über die mir gewordene Behandlung zu klagen, meine Vorgesetzten vielmehr mit aller, dienstlich irgend statthaften Rücksicht und Schonung gegen mich verfahren" waren. „Insbesondere, heißt es in dem Antwortschreiben weiter, beruhet es auf einem Verkennen Ihrer Stellung und des Organismus des Dienstes, wenn Sie aus unzeitiger Selbstüberschätzung (!) Anspruch darauf gemacht haben, von denjenigen Leistungen entbunden zu werden, welche Ihnen, in Ihrer Eigenschaft als Aufseher, instruktionsmäßig eben so oblagen, als allen, in gleicher Kategorie stehenden Beamten. Daß Ihnen bei Ihrer letzten Versetzung

zu dem Hauptsteueramt f. a. G. zu Köln der erbetene Urlaub versagt worden, kann, da allerdings die von Ihnen beigebrachten Atteste eine gänzliche *) Dienstunfähigkeit nicht bekundeten, und eine weitere Bescheinigung hierüber mit Recht gefordert worden ist, eben so wenig getadelt werden, als daß der Hauptamtsdirigent Sie darauf aufmerksam machte, daß Ihr Ausbleiben vom Dienst, ohne Beibringung einer solchen Bescheinigung, eine Disziplinarrüge zur Folge haben müsse. — Wenn hiernach Ihre Beschwerde, selbst materiell, für unbegründet erachtet werden muß, so können, sowohl der leidenschaftliche und höchst ungebührliche Ton,

*) Man muß erst in den letzten Zügen liegen, eher erkennen diese Bureauhenker nicht an, daß ein untergebener Mensch Anspruch auf Erhaltung seiner Gesundheit habe. Man schlage einem Steueraufseher ein Auge aus, so darf er sich nicht kuriren lassen, weil er mit dem andern noch dienstfähig ist. Man zerbreche ihm ein Bein, so kann er ja auf dem andern noch nach dem Bureau hüpfen. Hat dagegen ein „hoher Vorgesetzter" einmal eine üble Laune, so reis't er auf sechs Wochen in's Bad.

in welchem solche vorgetragen worden, als die Ausfälle, welche Sie sich gegen Ihre — früheren Vorgesetzten erlauben, nur ernstlich gemißbilligt und Ihnen empfohlen werden, sich dessen ferner zu enthalten, wenn Sie nicht die Einleitung einer gerichtlichen Untersuchung gewärtigen wollen."

Einen solchen Bescheid hatte ich verdient, da ich noch immer nicht von dem thörichten Glauben kurirt war, es lasse sich selbst auf Bureaukraten ein Eindruck machen und bei der Bureaukratie Gerechtigkeit finden. Uebrigens beschloß ich, mich nicht eher zu beruhigen, als bis ich meine Sache durch alle Instanzen hindurch verfolgt habe; den weitern Schritt sparte ich aber auf, bis ich ein andres Unterkommen gefunden. Mein kleines Vermögen war aufgezehrt und sonstige Hülfsquellen hatte ich nicht. Ich suchte daher und fand eine Anstellung als Direktionssekretär bei der Rheinischen Eisenbahngesellschaft.

Erst in dieser Stellung trug ich meine Angelegenheit dem König vor, denn es ist, wie ich in meiner Immediateingabe bemerkte, „nicht zu leugnen,

daß in solchen Angelegenheiten die Bedürftigkeit des Bittstellers nicht selten von den Verwaltungen als ein persönlicher Fehler, oder als eine schwache Seite der verfochtenen Sache betrachtet und in Anschlag gebracht wird und man der Supplik weniger die Absicht unterlegt, eine Rechtsgewährung, als eine Versorgung zu erlangen. Vor dieser Verwechselung wollte ich mich verwahren. Die Ueberzeugung, Unrecht erlitten zu haben, führt meine Feder, nicht der Hunger, und ich würde mich dem Throne nicht nähern, wenn ich dort nichts zu erlangen beabsichtigte, als das tägliche Brod."

Die Sprache meiner Vorstellung war eindringlich genug, namentlich stellte ich die Erniedrigung dar, welche man mir aus bureaukratischer Malice zugedacht hatte. „Man verurtheilte mich, und zwar auf keinen andern Grund, als weil ich zur Wiederherstellung meiner Gesundheit einer Ruhe von zwei Wochen bedurfte, zu der Erniedrigung, mit Offizianten in eine Klasse und auf einen Posten gestellt zu werden, deren höchste Bildungsstufe sich nicht selten in ihrer nothdürftig vollbrachten Na-

mensunterschrift dokumentirt und deren Stand von den höheren Beamten selbst so tief gestellt wird, daß ich einen von ihnen kurze Zeit zuvor täglich bei einem Steuerrath hatte den Stall misten, die Pferde putzen und Kutscherdienste verrichten sehen. Die Steuerverwaltung macht bei jeder Gelegenheit die strengsten Ansprüche an das Ehrgefühl der Beamten und doch gibt es schwerlich im ganzen Staat eine Verwaltung, die so, wie sie, das Ehrgefühl zu verletzen oder zu vernichten weiß. Mag die Provinzialsteuerverwaltung sich das Ansehen geben, als sei sie ohne Arg, rein im Interesse des Dienstes von dem Grundsatze ausgegangen, daß ich, ein Steueraufseher, auch als Steueraufseher nach dem Buchstaben der Instruktion habe behandelt werden müssen; mag sie bei mir die Rücksicht auf den Unterschied der Person nicht kennen wollen, welche sie doch, nach dem Beispiel so mancher Andern zu schließen, stillschweigend als Regel angenommen zu haben scheint und im Interesse des Dienstes annehmen muß: sie wird hierdurch das Urtheil keines Un-

parteiischen über ihr Verfahren ändern, sie wird keine andere Ueberzeugung hervorrufen können, als die, daß ihr mein Rang nur als Mittel hat dienen sollen, mich für die mir aufgebürdete, völlig erlogene Sünde büßen zu lassen. Nein, so wahr krumm nicht grade und grade nicht krumm ist, nein, so wahr es bei unparteiischem Eindringen in diese Sache nicht auf die Form und die Verstecke, welche eine Vertheidigung à tout prix sich in dieser Form bilden könnte, sondern auf den Geist, auf die Absicht ankommt, welche aus dem Verfahren gegen den mit hundert Fesseln der Subordination gebundenen Untergebenen hervorleuchten: der vom Provinzialsteuerdirektor gegen mich verfügten moralischen Degradation lag keine andere Absicht zum Grunde, als die, mir für eine, von dem Steuerrath N. mir gegen Wahrheit und Recht aufgebürdete Schuld, die man sich nicht die Mühe nehmen wollte zu untersuchen, in summarischer Verfahrensweise die härteste Züchtigung aufzulegen, die es, wie man sich aus frühern Vorgängen überzeugt hatte, für mich geben konnte. Und hier liegt die Ungerechtigkeit,

eine schreiende bureaukratische Ungerechtigkeit auch dann, wenn sie mich aus der lange Jahre verfolgten Laufbahn zu meinem Glück endlich herausgesprengt hat."

Meiner Vorstellung waren eine Menge Dokumente, u. A. auch die oben abgedruckten Zeugnisse beigefügt und sie schloß mit dem Gesuch um Wiederanstellung in einer angemesseneren, nicht zur Steuerverwaltung gehörenden Stelle, welche mich in den Stand setze, „Staatsdiener" zu sein statt „Verwaltungsdiener". Ich war damals noch in der Illusion befangen, in einem „Staat" wie Preußen könne ein Beamter auch Staatsdiener sein, während es dort keine andre Staatsdiener als die Opponenten gibt.

Se. Majestät erkannten aus den „über meine Vorstellung einberichteten Umständen, daß ich im Dienst mit mehr als verdienter Schonung und Nachsicht behandelt worden sei" und wies daher „meine Beschwerde über das gegen mich beobachtete Verfahren als ganz unbegründet zurück"; übrigens wurde mir der

Weg zur Wiederanstellung gnädigst eröffnet, indem ich mich an diejenige Provinzialbehörde wenden sollte, „in deren Ressort ich placirt zu werden wünschte."

Durch die Aussicht auf Wiederanstellung ließ ich mir die Genugthuung für erlittenes Unrecht natürlich nicht nehmen. Ich erwiederte daher Sr. Majestät Folgendes:

„Die Steuerbehörde ist von mir angeklagt und ihr Bericht hat über mich entschieden. Sie war sogar veranlaßt worden, mich über einen Passus in meiner Vorstellung zur Erklärung aufzufordern, worauf ich ihr entgegnen mußte, daß ich ihr nicht Rede stehen könne, weil sie mir als Partei gegenüberstehe. Mein Gegner war also Zeuge gegen mich und protokollirender Richter."

„Der Bericht der Steuerbehörde hat ergeben, daß man mir zu viel Nachsicht habe wiederfahren lassen. Ich habe mitunter gegen die Steuerbehörde eine freiere Sprache geführt, als sie von ihren gedrückten Beamten gewöhnt ist; ich habe mich mitunter gegen eine Behandlung gesträubt, welche

ich nicht zu verdienen glaubte; ich bekenne auch, in der Mißstimmung über meine dienstlichen Verhältnisse und über die traurigen Erfahrungen, die ich zu machen hatte, durch eine nicht zur Apathie verurtheilte Natur zu mehreren außerdienstlichen, unbedeutenden Extravaganzen verleitet worden zu sein, die indessen auf meine Ehre keinen Flecken werfen und die nicht einmal zur Sprache gekommen wären, wenn nicht schleichende, verachtete Gegner meine Personalakten damit zu bereichern sich bemüht hätten. In Bezug auf diese Punkte nun mag die Steuerbehörde mir Nachsicht bewiesen haben; wie aber diese frühere Nachsicht sie hat berechtigen können, das spätere Verfahren, welches mich zum Austritt aus dem Dienst genöthigt hat, in die Waagschale meiner Schuld zu werfen, dieß ist mir nicht erklärlich."

„Wegen einer ehrenrührigen oder einer andern Sache, wobei der moralische Werth des Menschen oder Beamten in Frage steht, habe ich nie die Nachsicht der Staatsbehörde in Anspruch zu nehmen gehabt. Diese Behörde hätte bedenken sollen,

daß durch mich ihre Nachsicht nicht erschöpft worden ist, indem sie davon noch Vorrath für ganz andre Dinge produzirt hat, als die mir zur Last gelegten sind. Ich will nicht Denunziant sein, aber ich bin meiner Sache schuldig, zur Beleuchtung der Anklägerinn meine Behauptung mit Belegen zu versehen und begnüge mich mit einem einzigen Beispiel, dem in der Anlage referirten, welches zugleich einen weitern Blick in gewisse Regionen des Staatsdienstes thun läßt."

„Ich bin verurtheilt wegen der unverdienten Nachsicht einer Behörde, welche dem gedachten Beispiel zufolge die Niederträchtigkeit unter Umständen nicht nur nicht bestraft, sondern indirekt protegirt; das Urtheil einer solchen Behörde hat hingereicht, einen Mann herabzusetzen, der trotz seiner eingestandenen Fehler sich wenigstens das Recht bewahrt hat, ihre Protegé's zu verachten; mich hat eine Behörde ungestraft unter die Füße treten dürfen, die Beamten begünstigt, welche unter einer dienstlichen Maske Ehre, Diensteid und Alles unter die Füße treten, was ehrliebenden und

rechtschaffenen Menschen heilig ist. Unter diesen Umständen durchstreiche ich alle Hoffnungen, die ein thörichtes Selbstgefühl in mir erregt hatte, und fühle mich zu der Erklärung gedrungen, daß ich auf die mir gnädigst gewährte Aussicht zum Wiedereintritt in den Staatsdienst Verzicht leisten muß."

Diese Vorstellung wird zu denen gehört haben, welche man Sr. Majestät nicht zu lesen gibt. Ich hatte keine Antwort darauf erwartet, erhielt aber doch eine vom Finanzministerium, in welcher es zum Schluß hieß: „Wenn Sie sich in Zukunft wieder berufen fühlen sollten, Vorstellungen an die Allerhöchste Person Sr. Majestät des Königs oder an die Behörden einzureichen, welche ähnliche unziemliche und beleidigende Ausfälle gegen die Steuerverwaltung enthalten, als Ihre Immediatvorstellung vom 24. Juni c., so haben Sie zu gewärtigen, daß dergleichen Vorstellungen Behufs Einleitung der fiskalischen Untersuchung wider Sie der Gerichtsbehörde übergeben werden, worauf Sie hiermit besonders aufmerksam gemacht werden."

Dem Generaldirektor Kühne, welcher diese Drohungen unterzeichnet hatte, schickte ich darauf folgenden Brief zu:

„Ew. Hochwohlgeboren haben mir auf meine Immediatbeschwerde erwidert, daß dieselbe „ohne allerhöchste Bestimmung" an das Finanzministerium abgegeben worden sei, und mir zum Schluß bedeutet, daß, wenn ich ähnliche Vorstellungen über die Steuerverwaltung an den König oder an Behörden einzureichen mich berufen fühlen sollte, dieselben Behufs Einleitung der fiskalischen Untersuchung den Gerichtsbehörden würden übergeben werden. Was ich gesagt habe, war die Wahrheit, und die Wahrheit werde ich fortfahren zu sagen, so oft sich eine Gelegenheit dazu bietet, sei es vermittelst der Presse, sei es vermittelst Eingaben an die Staatsbehörden. Es wird mich dabei weder ein ungünstiger Bescheid, noch eine „fiskalische Untersuchung" schrecken. Was also meine Person betrifft, so kann die Drohung, womit der erwähnte Bescheid schließt, von keiner nachtheiligen Wirkung für die freimüthige Wahrheitsliebe sein. Da eine

derartige Drohung indeß gelegentlich andre Personen einschüchtern und das wichtige (!) Recht der Staatsbürger, sich in Vorstellungen an den König einer freien Sprache über die Behörden zu bedienen, beeinträchtigen könnte, so sehe ich mich im allgemeinen Interesse veranlaßt, Ew. Hochwohlgeboren auf diejenigen Bestimmungen aufmerksam zu machen, welche derartige Bescheide verbieten und welche Ew. Hochwohlgeboren unbekannt gewesen zu sein scheinen. Ich beschränke mich dabei auf folgende Zitate:

„In einer Bekanntmachung des Justizministeriums vom 26. August 1831 heißt es u. A.: Es ist von Sr. Majestät bestimmt worden, daß in Fällen, wenn Sie Allerhöchstselbst die für anzüglich und verletzend zu achtenden Ausdrücke als strafbar nicht gerügt und zur Untersuchung verwiesen haben, ein fiskalisches Verfahren von Amtswegen nicht eingeleitet werden dürfe."

„In einem Reskript desselben Ministeriums vom 14. Juli 1838 heißt es u. A.: Wenn des Königs Majestät solche Ausdrücke nicht für anzüglich und

verletzend achten und deren Rüge nicht befohlen haben, so wird die Vermuthung begründet, daß Allerhöchstdieselben eine Untersuchung wider den Verfasser der Bittschrift nicht für erforderlich halten."

„Mit Bezugnahme auf die Kabinetsordre vom 26. August 1831 äußert der Justizminister Mühler bei einer andern Gelegenheit, daß Se. Majestät selbst und allein sich vorbehalte, zu beurtheilen, ob eine in einer Immediatvorstellung enthaltene Aeußerung beleidigend und zugleich strafbar ist."

„Aus diesen und andern hohen und höchsten Bestimmungen geht auf das Unzweifelhafteste hervor, daß Ew. Hochwohlgeboren so wenig, wie irgend eine andere Behörde, das Recht haben, „ohne Allerhöchste Bestimmung" fiskalische Untersuchungen wegen der Ausdrucksweise einer Immediatvorstellung anzudrohen."

Köln, den 21. Dezember 1842.

K. H.

Mit diesem Schreiben, welches ohne Antwort blieb, schließt mein persönlicher Kampf mit der

Büreaukratie. Ich habe diesen Kampf nach meinen Akten und Erinnerungen möglichst getreu und unumwunden dargestellt*). Mich selbst durch diese Darstellung auf Kosten meiner Gegner in einem günstigeren Licht erscheinen zu lassen, als ich verdiene, ist mir nicht eingefallen. Es war aber nicht thunlich, mir selbst mehr Fehler vorzuwerfen, als ich hatte, und diejenigen Eigenschaften, auf deren Bewahrung ich stolz bin, deßhalb zu Fehlern zu machen, weil Andre sie dazu machten. „In der Erfüllung meiner Amtspflichten die innere Selbstständigkeit und Würde der freien Persönlichkeit nicht untergehen zu lassen", dieß war, wie ich in meiner Immediatvorstellung bemerkte, mein unabläßiges Streben, aber wahrscheinlich auch mein größter Fehler. Ein Beamter, namentlich ein untergeordneter Beamter, darf in Preußen keine Persönlichkeit mehr haben; er muß Alles ablegen und ausscheiden, was die Uniformität der willenlosen

*) Auf zu viel Details, deren mir noch eine Menge zu Gebot gestanden hätte, wollte ich nicht eingehen, um nicht zu ermüden.

Maschinen stören könnte; er muß aufhören, der und der Mensch mit den und den Eigenschaften zu sein, die er mit auf die Welt gebracht hat. Fehlt ihm die Anlage, seine Menschennatur aufzugeben und auf eine „freie Persönlichkeit" zu verzichten, so ist sein Schicksal entschieden. Jeder freie Vorsprung oder Auswuchs an seiner Individualität wird sofort von der bureaukratischen Maschinerie erfaßt und sie ruht nicht, bis sie den Ungefügigen ausgestoßen oder zermalmt hat. Besitzt er die Geschicklichkeit, ernstlichen Konflikten auszuweichen, welche ihn dem Gesetz in die Hände liefern, so weiß man ihn auf andre Weise mürbe zu machen und aufzureiben. Mein Kampf mit der Bureaukratie weis't keine eklatante Kollisionen, keine interessante Verwickelungen auf, aber ist er nicht dennoch charakteristisch für das ganze Treiben, stellt er nicht namentlich ein unabläßiges Ringen einer freien Persönlichkeit auf der einen und ein eben so unabläßiges Streben nach Aufreibung dieser Persönlichkeit auf der andern Seite dar? Und dieser Kampf war unvermeidlich auch da, wo

kein ausdrücklich politisches Element sich hineinmischte. Von Illoyalität hatte ich damals noch keine besondre Proben abgelegt; ich war sogar noch so unklar in politischen Dingen, daß ich mitunter loyale Dummheiten mit den Grundsätzen eines freien Mannes für verträglich hielt. Nichtsdestoweniger war ich für das System der preußischen Staatsmaschine von vorn herein ein unbrauchbares Element, weil ich vermöge meiner Persönlichkeit und Erziehung überall nach Grund und Recht fragte, wo es sich nach dem Wesen der ganzen Staatseinrichtung nur um Gehorchen und Müssen handelte. Hätte man mich dahin gebracht, diesen Fehler abzulegen, so war ich gleich so viel Tausenden ein verlorener Mensch, ein Lump und — „getreuer Unterthan!"

Der Kampf mit der Gewalt hat in einem Staat, wie Preußen, auch wenn es sich nur um geringfügige Differenzen handelt, ein wahrhaft dramatisches Interesse, sobald es auf die Durchfechtung eines Rechts gegen den einmal ausgesprochenen Willen des von oben bis unten organisirten Un-

rechts ankommt. Der Kampf zieht den Kämpfenden immer weiter hinein, ein vergeblicher Versuch zieht den andern, ein Konflikt den andern, eine Erbitterung die andre nach sich und zuletzt, wenn der Bruch vollständig geworden, findet sich die Gelegenheit, den widerspänstigen Antagonisten in einem der tausend „gesetzlichen" Netze zu fangen, oder ihn auf andre Weise unschädlich zu machen, zu erdrücken, zu ruiniren. Deßhalb gibt es nichts Vergeblicheres in der Welt, als den Kampf eines Einzelnen gegen die Macht der preußischen Bureaukratie. Er ist geschlagen, sobald er den Kampf beginnt, und seine Vertheidigung ist so erfolglos, wie sein Angriff machtlos ist. Ein System, wie das der preußischen Bureaukratie, wird nur durch eine allgemeine Erhebung, durch eine gewaltsame Umgestaltung des ganzen Staatswesens erschüttert und gestürzt werden.

Nachdem ich einmal das System der Bureaukratie zu beleuchten versucht habe, fällt es mir nicht ein, mich auf diese Spezialität weiter zu verlegen. Es wäre lächerlich, immer auf die Zweige

loszuprügeln, wo es sich um die Fällung des Baumes handeln muß. Die Bureaukratie ist nichts weiter, als das Mittel, das unentbehrliche Mittel des absoluten Königthums zur Bewachung, Erziehung, Bevormundung, Knechtung des Volks. Das absolute Königthum, auf dessen Befestigung ja das ganze Staatswesen von oben bis unten berechnet ist, sucht sich zu halten so lange es kann, deßhalb wird auch das System der Bureaukratie immer mehr ausgebildet, statt vernachläßigt, immer mehr ausgedehnt, statt beschränkt werden. Es ist lächerlich, etwas Andres zu erwarten. Man denke z. B. an die neue Gemeindeordnung für die Rheinprovinz, wodurch auch in die Gemeinden hinein dem System der Bureaukratie ein neues, mächtiges Glied angefügt worden ist, während die beschränkten loyalen Landtagssanguiniker eine Emanzipation der Gemeinden von der Bureaukratie erwartet hatten. Wenn die Geschichte dem Berliner System Zeit ließe, so könnte es dahin kommen, daß es in Preußen, vom Minister bis zum Kaminfeger, vom Kammerherrn bis zum Kammerjäger

hinunter keinen Menschen mehr gäbe, der nicht „Staatsdiener" wäre. Man würde nach und nach die gewerbliche wie die literarische Thätigkeit, alle körperliche wie alle geistige Arbeit zu Staatsfunktionen machen und diese ganze Maschinerie würde, auch in ausgesprochener Form, im Grunde nur existiren — durch und für einen einzigen Menschen. Dieß wäre die äußerste Konsequenz des Berliner Systems. Muß es erst so weit kommen, bis dasselbe gestürzt wird? Der Mensch lebt nur ein einziges Mal!

Die Menge von Umzäunungen, welche zu durchbrechen sind, bis man in Preußen zum Mittelpunkt, den sie schützen sollen, durchgedrungen ist, läßt den gewöhnlichen Verstand glauben, es komme auf die Entfernung oder Kultivirung der Umzäunungen an. Man stößt sich an die einzelnen Einrichtungen und Uebelstände, ohne zu bedenken, daß sie alle nur nothwendige Ausflüsse der gemeinsamen Quelle, nämlich des Prinzips des unbeschränkten Königthums sind, welches von sich aus und nur von sich aus den Staat leitet und benutzt. Man

glaubt die Macht des Königthums gegen diese Uebel aufrufen zu können, während sie dessen mächtigste Stützen sind. Haltet ihr das Königthum in diesen Dingen für so blind, wie ihr selbst seid? Ihr plagt euch immer mit den Wirkungen und dringt nicht bis zur Ursache vor. Es ist nöthig, auf diesen Punkt wiederholt nicht bloß die Bürger, sondern auch die Beamten, bis zum geringsten hinab, aufmerksam zu machen. Wenn ihr euren Klagen auf den Grund geht, ihr Beamten, so werdet ihr mit der Untersuchung im Palast eures obersten Vorgesetzten, des Königs, herauskommen. Wie würden eure näheren Vorgesetzten dazu kommen, euch als willenlose Maschinen zu behandeln, wenn nicht das oberste Staatsprinzip darauf ausginge, sich stufenweise Alles unterzuordnen und für sich Alles zu benutzen, was im Staate lebt und webt? Eure Vorgesetzten sind nur Glieder der langen Kette, welche im königlichen Palais endigt. Glaubt doch nicht, daß Derjenige, der sich allein für frei und berechtigt hält, in euch ein Menschenrecht anerkennen werde. Der Mann in

Berlin so gut, wie der Mann in Petersburg, mißt das Recht nur nach seinem persönlichen Nutzen, und es ist klar, daß ein höherer Bedienter ihm mehr nützen und schaden kann, als ein niedrigerer. Deßhalb ist es auch die größte Thorheit, zu glauben, der oberste Vorgesetzte werde den übrigen Unrecht geben, wo ihr sie verklagt; schon daß ihr klagt, ist euer Unrecht. Könntet ihr mit Erfolg eure näheren Vorgesetzten zur Rechenschaft ziehen, so würdet ihr ja auch dazu gelangen können, den obersten Vorgesetzten belangen zu wollen — vor das Tribunal des Volkes! Glaubt ihr, man werde euerem Recht zu lieb Lücken in das System der Unterordnung jedes Willens und jedes Rechts unter den Willen und das „Recht" der Gewalt kommen lassen? Ihr seid in großem Irrthum. Ihr bleibt Sklaven der Gewalt, bis das Volk euch erlös't. Geböte in eurem Staate das Volk, statt einer außerhalb des Volkes stehenden Gewalt, so würde jedes, also auch euer Recht auf freie Theilnahme am Ganzen und auf Achtung eurer Persönlichkeit, zum Sprechen und zur Geltendmachung

gelangen. Geböte das Volk, statt einer außerhalb des Volkes stehenden Gewalt, so würde es gar keine so zusammengesetzte Maschinerien geben, welche Publikum wie Beamten gleich sehr belästigen und Tausende als bloße Maschinentheile aufreiben. Geböte das Volk, statt einer außerhalb des Volkes stehenden Gewalt, so würden die ungeheuren Mittel der Staatsgesellschaft, welche jetzt auf die empörendste Weise vom Egoismus der „Großen" verschlungen und verschleudert werden, euch hinreichende Gelegenheit darbieten, als freie Menschen eine sorgenlose Existenz zu erlangen, während ihr jetzt nur Sklaven seid und als Sklaven hungert. So hängt das Ende mit dem Anfang, das Kleine mit dem Großen zusammen. Ihr braucht an keine Besserung eures Looses zu denken, so lang ihr nicht in einem freien Staate lebt. Wo keine Freiheit ist, da ist auch kein Recht, selbst für Diejenigen nicht, welche den Feinden beider als Gehülfen dienen. Ihr müßt nicht glauben, daß ihr deßhalb etwas voraus hättet, weil ihr auf der Seite der Gewalt steht. Sie macht unmittelbar Gemeinschaft nur mit ihren höchsten Ge-

hülfen und ist nur für euch, so lang ihr euer Menschenthum ihr völlig preisgebt, so lang sie euch durchaus als Leibeigene betrachten kann. Es gibt nicht einmal eine Tugend, selbst die höchste nicht, die ihr zur Anerkennung bringen könnt, sobald sie nicht in die Maschinerie der Knechtschaft paßt, welcher ihr eingefügt seid. Tugend ist nur mit Freiheit vereinbar und sie wird natürlich da zum Verbrechen, wo die Verbrechen gegen die Freiheit die Haupttugenden sind.

Zum Schluß könnte man noch ein Wort an Diejenigen richten, welche unter dem Namen „Sozialisten“ die menschliche Gesellschaft reformiren wollen und zwar ohne von der Politik Notiz zu nehmen. Man könnte einen Sozialisten nicht besser kuriren, als wenn man ihn ein einziges Jahr zum Steueraufseher oder Postbeamten oder Polizeidiener machte. Als Hetzer des Volks und gehetzt von seinen Vorgesetzten würde er sich erst einen Begriff von dem complicirten und festgegliederten Triebwerk der Politik machen lernen, welche, unmittelbar oder mittelbar, alle Einzelnen in ihre Gewalt zieht und we-

nig darnach fragt, daß man sie ignorirt und neben ihr her Luftgebäude neuer Gesellschaftstheorien aufführt. Wollen unsre „Sozialisten“ die Besprechung der gesellschaftlichen Zustände erschöpfen, so mögen sie sich über den innigen Zusammenhang derselben mit der Politik klar werden und sich dann namentlich über das Beamten- und Militärwesen auslassen. Dort werden sie erst kennen lernen, wie nicht bloß der äußere und leibliche, nein wie der ganze, wie nicht bloß der von Jugend auf vernachläßigte, nein wie auch der gebildete, denkende Mensch sich selbst entfremdet, mit Füßen getreten und auf dem prunkenden Altar des — „allgemeinen Besten“ einer herzlosen und unmenschlichen Gewalt zum Opfer gebracht wird.

Hierher richtet eure Blicke, hierher eure Thätigkeit! Die Bougeois werden uns nicht mehr inkommodiren, wenn wir erst die Erhalterin alles Unrechts, die Gewalt bezwungen haben. Und hierzu giebt es keinen praktischeren Weg, als folgenden: Zunächst Aufräumung in der Theologie, aus welcher die Gewalt ihre Berechtigung schöpft,

sodann Beleuchtung der Gewalt selbst und ihrer Träger, um ihren Nimbus zu zerstören, und endlich Aufklärung ihrer Diener, um ihr die unmittelbaren Stützen zu rauben. Bringen wir es namentlich dahin, die Beamten zu Bürgern und die Soldaten zu Menschen zu machen, so kracht der ganze finstere Bau der alten Zeit als Ruine zusammen, auf deren Schutt erst sich die Wohnungen eines wahrhaft freien und glücklichen Geschlechts errichten lassen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Stadtbibl. BRESLAU 1–1215

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinzen, Karl,

Ein Stück Beamtenleben oder 'staatsdienstliche' Erfahrungen ein Supplement zu der 'preußischen Büreaukratie'

Herisau 1846

81.82324
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10704385-7